

Wegen Erkrankung des Herausgebers verspätet erschienen.

Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang X.

1895.

1895. ^{1/6}

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Winde.

cken: 1628.
Dx: XI. 387.

19. Band, 1. Heft. ⁶



Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.



Inhalt.

	Seite
Die österreichische Seefischerei und ihre wirtschaftliche Bedeutung. Von Anton Krisch	1
Johann Weikhard Freiherr von Valvasor. Von P. v. Radics	20
Die Freiherren von Teuffenbach in Steiermark (Schluss). Mit zwei Wappenabbildungen. Von Friedrich Marx, k. k. Oberst i. R.	37
Technische Fortschritte in Oesterreich und Ungarn	52
Das k. k. Haupt-Münz-Amt in Wien und die Einführung der Kronenwährung. Mit einer Illustration. Von A. B.	61
Oesterreichisch-Ungarische Dichterhalle	61
Der Stumme von Ossiach. Aus dem Slovenischen des M. Aškerc übersezt von A. Funtek. — Die letzte Wache. Aus dem Slovenischen des M. Aškerc übersezt von A. Funtek. — Auf dem Schlachtfelde. Aus dem Slovenischen des Josef Pagliaruzzi (Krilan) übersezt von Anton Klodič-Sabladoček. — Wiegenlied. Aus dem Slovenischen übersezt von Anton Klodič-Sabladoček. — Steeple-Chase. Aus dem Ungarischen des Franz Herczeg übersezt von Ludwig Wechsler.	
Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum 18. Bande werden dem nächsten Hefte beigegeben.	



Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Oesterreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Oesterreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Osterreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluss zu geben. Unter der Rubrik „Osterreichisch-Ungarische Dichterhalle“ bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Osterreichischen Revue**, ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Osterreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Osterreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Osterreichisch-Ungarischen Revue**, Wien, XVIII, Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6, entgegen.

Die **Osterreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Osterreich-Ungarn:

ganzjährig 9 fl. 60 kr.; halbjährig 4 fl. 80 kr.; vierteljährig 2 fl. 40 kr.

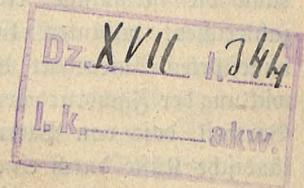
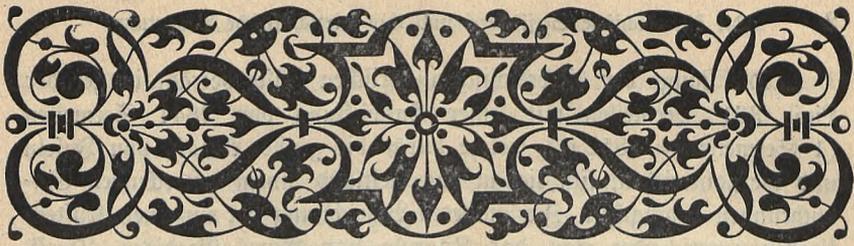
Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzjährig 16 Mark = 20 Francs; halbjährig 8 Mark = 10 Francs; vierteljährig 4 Mark = 5 Francs.

Für das übrige Ausland:

ganzjähr. 25 Francs = 20 Schilling; halbjähr. 13 Francs = 10 Schilling 4 Pence.

Das einzelne Heft kostet für Osterreich-Ungarn 1 fl.; für das Ausland 2 Mark = 2.50 Francs.



Die österreichische Seefischerei und ihre wirtschaftliche Bedeutung.

Von Anton Krtsch.

Triest.

Seit undenklichen Zeiten wird an den Gestaden und in dem inneren Bereiche der Adria die Fischerei von den die Ufer dieses Meeres bewohnenden Völkern betrieben, um die den Fluten abgerungenen oder am Meeresboden aufgelesenen Producte entweder zum eigenen Gebrauche zu verwenden oder diese und jene auf dem Marke zu verwerten.

Bei den großen Errungenschaften aller Zeiten und Völker auf dem Meere wird wohl niemand die Thatsache verkennen wollen, daß dieses dem denkenden und arbeitenden Menschen ein unererschöpflicher Quell kostbarer Güter werden kann, wenn er in wechselvollem Kampfe mit dem unbezwungenen Elemente, dem Wasser, vor Hindernissen nicht zurückschreckt und das ihm von der Natur angewiesene reiche Arbeitsfeld nicht in habgieriger und sinnloser Weise ausbeutet, sondern diesem nur so viel entnimmt, als ihm die Naturkräfte in ohnedies reicher Fülle zu schenken vermögen.

Diese kurze Andeutung allein sowie das Beispiel aller civilisirten, am Meere wohnenden Völkerschaften dürften genügen, um es verständlich zu machen, wie wichtig die Fischerei-Industrie für die Volkswirtschaft eines Staates werden kann, wenn erstere in rationeller Weise betrieben wird und eine entsprechende Verwertung der gewonnenen Meeresproducte stattfindet.

Die Länge der österreichisch-ungarischen Küste beträgt in gerader Linie 331 Seemeilen mit einer Entwicklung von 2841 Seemeilen (1 Seemeile = 1852 *m*), welche durch die große Anzahl von Inseln und die zahlreichen, sich tief in das Festland hinein erstreckenden Einbuchtungen bedingt ist. Zur näheren Bezeichnung der einzelnen Küstenstrecken unterscheidet man das Litorale von Görz, Gradisca, Triest, dann die istrianische, croatische und dalmatinische Küste, welche, von zahlreichen, mitunter tiefen Einbuchtungen durchschnitten, für den ungestörten Aufenthalt der laichenden Fische und die gedeihliche Entwicklung der Fischbrut vorzüglich geeignet sind. Hierzu kommt der weitere Vortheil, daß von Parenzo bis auf die Höhe von Ragusa die festländische Küste durch eine fast ununterbrochene Kette von Inseln und Felsengruppen geschützt ist, und daß die äußerst günstigen Verhältnisse von Ebbe und Flut sowie die in angemessenen Entfernungen in die See einmündenden Flüsse Sponzo, Quieto, Bermagna, Kerka, Cetina und Narenta den Seethieren die denkbar besten Existenzbedingungen bieten. Mit Recht wird diese Küste oft mit der so fischreichen norwegischen verglichen, und könnte sie bei einiger Schonung des Fischbestandes und seines Nachwuchses durch Aufstellung von Schonrevieren zu den fischreichsten europäischen Meeresstrecken gehören.

Das Bett des adriatischen Meeres kann als ein langgestrecktes unterseeisches Thal betrachtet werden, dessen Tiefe im nördlichen Theile eine so geringe ist, daß bis auf die Höhe von Promontore kaum 50, bis zur Südspitze der Insel Arbe nur circa 100 und erst bei der Insel Pelagosa nahezu 200 *m* erreicht werden, um von da aus immer größer zu werden, so daß zwischen Cattaro und Barletta die durchschnittliche Tiefe von 900 *m* angenommen werden kann.

Das Meeresgestade von Grado bis Monfalcone ist flach, um sich von da langsam zu erheben und meistens steil gegen die See abzufallen.

Die Beschaffenheit des Meeresgrundes ist bei dem Umstande, als die Küste zum größten Theile aus Kalkstein besteht, eine sehr verschiedenartige; in der Nähe des Ufers ist der Grund meist felsig und infolge schneller Verwitterung streckenweise sehr zerklüftet, gegen die Thalsohle zu, besonders aber in der Nähe der Flussmündungen mit einer Schicht dünnen Schlammes bedeckt. Sandiger Grund ist nur im Bereiche der Lagune von Grado vorhanden.

Da die Adria im Vergleiche zu dem Volumen ihrer Wassermasse und Ausdehnung nur wenige Flüsse aufnimmt, so haben die verschie-

denen Gewässer eine relativ größere Dichtigkeit, deren Salzgehalt zwischen $3\frac{7}{10}$ und $3\frac{8}{10}$ ‰ variiert und in den Monaten April und Juli am geringsten ist.

Die Temperatur des Meerwassers ist mit Hinblick auf die in den Sommermonaten herrschende Hitze und die im Winter vorwaltenden Nordwinde, wozu der Nordostwind (Bora) einen nicht geringen Theil beiträgt, großen Schwankungen unterworfen, so daß im Sommer auf der Oberfläche 25 bis 30° C. (in geschlossenen Bassins sogar noch mehr) erreicht werden, während im Winter das Wasser, wenn auch nur in seltenen Fällen, bis unter 0° herabsinkt und Eisbildung bloß in einzelnen schmalen Buchten und auch da nur stattfindet, wenn sich süßes Wasser mit jenem der See vermischt. Die mittlere Temperatur des Meerwassers im Winter beträgt 9° C.

Die in der Adria vorherrschenden Winde sind Südost, Nordwest und Südwest, welsch letzterer sich zeitweise besonders im Sommer ganz unvermuthet einzustellen pflegt und den augenblicklich in See befindlichen Fischerbooten und Netzen Verluste und Schäden bringt. Der heftigste der im Winter herrschenden Winde ist aber die Bora, deren Stärke in See weder Boote noch Netze Widerstand zu leisten vermögen, und für deren Bergung, zur Vermeidung gänzlicher Verluste, rechtzeitig vorgejorgt werden muß. Dieser anscheinend auf den Plateaus des Karstes sich bildende, die Häfen von Triest und Fiume zunächst bedrohende Wind erreicht manchmal eine geradezu phänomenale Gewalt, welcher in See nur größere, gut gebaute und wohl ausgerüstete Schiffe zu widerstehen vermögen, und deren Wirkungen am Lande zuweilen ganz überraschende sind.

Von all den vielen organischen Bildungen des Meeres, insofern diese für die Fischerei-Industrie in Betracht kommen, wird uns vornehmlich das Reich der Fische, Schalthiere und Mollusken und auch dies nur so weit beschäftigen, als die einzelnen in der Adria vorkommenden Species von wirtschaftlichem Nutzen sind, und als deren Gewinnung und Verwertung für weitere Kreise ein Interesse hat. Die Reiche der Polypen, Reptilien und Säugethiere wollen wir nur darum berühren, um das Vorkommen des Badeschwammes, der rothen Koralle, der Schildkröte und des Delphins in unseren Gewässern zu constatieren.

Die in der Adria vorkommenden Fischarten aufzuzählen wäre hier wohl nicht am Platze, da hierfür Kataloge vieler Autoren in den verschiedensten Sprachen existieren. Selbstverständlich hängt die Wahl eines solchen Kataloges von dem Zwecke ab, der mit dessen Beschaffung

verfolgt wird, und ist es kein Leichtes, in dieser Hinsicht einen Rath zu geben. Jedenfalls kann zur Orientierung jener, die sich für unsere Fischerei näher interessieren, und zwar für den wissenschaftlichen Theil das neuere Werk Canestrinis „Fauna d'Italia, Pesci“ (Mailand, Via Disciplini No. 15, Tipografia Dr. Francesco Vallardi) und für den praktischen Hausbedarf das im Jahre 1895 in Triest erschienene, in der Buchhandlung F. A. Schimpff aufliegende Werkchen „Die Fische nebst den essbaren wirbellosen Thieren der Adria und ihre Zubereitung“ von Ludwig Sucker erwähnt werden.

Von den in der Adria vorkommenden 96 Species von Nutzfischen sind die wirtschaftlich wichtigsten: Sardelle (*Clupea sardina*), Anchovis (*Engraulis encrasicolus*), Matrele (*Scomber scombrus*), Thunfisch (*Thynnus vulgaris*), Meerähe (*Mugil cephalus*), Zungenscholle (*Solea vulgaris*), Meerbarbe (*Mullus surmuletus*), Goldbrassen (*Sparus aurata*), Wolfbarsch (*Labrax lupus*), Zahnbrassen (*Dentex vulgaris*), Flunder (*Platessa passer*), Steinbutt (*Rhombus maximus*), Aal (*Anguilla vulgaris*), Bonit (*Thynnus pelamys*), Schnauzenbrassen (*Smaris vulgaris*), Variersfisch (*Maena vulgaris*), Meergrundel (*Gobius*).

Zungenscholle (ital. sfoglia), Wolfbarsch (branzino), Meerbarbe (barbon), Goldbrassen (orada), Zahnbrassen (dentale) und Steinbutt (rombo) gehören zu den feinen Fischgattungen der Adria.

Von Schalthieren sind 10 Species als Nahrungsmittel hervorzuheben, von welchen der Hummer (*Homarus vulgaris*), die Languste (*Palinurus vulgaris*), der norwegische Krebs (*Nephrops norvegicus*), der Spinnenkreb (Maja squinado) und die gemeine Strandkrabbe (*Carcinus maenas*) die ersten Plätze einnehmen. Letztere wird besonders als Röder bei der Sardellenfischerei verwendet.

Zu den essbaren Mollusken werden 29 Arten gerechnet, wovon die Auster (*Ostrea*), die Miesmuschel (*Mytilus gallo-provincialis*), der gemeine und der rautenförmige Tintenfisch (*Loligo vulgaris* und *Sepia officinalis*), die Bisamprutte (*Eledone moschata*) wegen ihrer Nützlichkeit besonders hervorgehoben zu werden verdienen.

Als pflanzliches, wirtschaftlich nicht unwichtiges Meeresproduct wäre noch das Seegrass (*Zostera*) zu erwähnen, das zur Verpackung von Süßfrüchten, Auspolsterung von Matratzen und Möbelstücken und als Düngemittel für Olivenbäume verwendet wird.

Die Fischerei wird an der Ostküste des adriatischen Meeres theils von einheimischen, theils von italienischen Fischern (Chioggiotten) betrieben. Von unserer Küstenbevölkerung betheiligen sich circa 13.200

Personen mit etwa 3400 Booten am Fischfange, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß dies nicht durchwegs Fischer von Profession sind, indem der jetzige Fischbestand unserer Gewässer und das sporadische Auftreten der zu gewissen Jahreszeiten unsere Küste aufsuchenden Zugfische einer solchen Menschenmenge nur unzureichende Beschäftigung bieten. Infolge dessen gibt es besonders in Dalmatien eine überwiegend große Anzahl von Gelegenheitsfischern, die zumeist der Landwirtschaft obliegen, und bei welchen sich der Mißbrauch herausgebildet hat, beim Beginne der Sardellenfischerei oder bei dem augenblicklichen Auftreten gewisser Fischgattungen, wie z. B. der Makrele, des Lagersfisches (menola), des Thunfisches u., für einige Zeit am Fischfange theilzunehmen.

Die aus der italienischen Stadt Chioggia stammenden, in der Stärke von etwa 1000 Mann regelmäßig unsere Küste aufsuchenden Fischer mit circa 200 Booten, deren Fangart zumeist in dem Gebrauche des oft genannten Schleppnetzes, „Cocchia“ genannt, besteht, befischen unsere Küstengewässer von Grado bis nach Spalato. Wie bekannt, hat sich Italien in dem mit unserer Monarchie im Jahre 1887 abgeschlossenen, bis zum 31. December 1897 in Kraft bleibenden Handels- und Schifffahrtsvertrage das Recht der Fischereiausübung in unseren Territorialgewässern außerhalb der ersten Seemeile von der Küste gesichert. Auf Grund der internationalen, im Jahre 1884 in Görz stattgefundenen Verhandlungen wurde der Betrieb der Cocchiafischerei so weit als möglich eingeschränkt und insbesondere dort ausgeschlossen, wo die Interessen unserer Sardellenfischer oder specielle Rücksichten auf die Schonung der Fischgründe es erheischten. Gleichzeitig aber mußte auf eine genügende Approvisionierung unserer Fischmärkte gebührende Rücksicht genommen werden, trotzdem von den hervorragendsten Fachmännern der Monarchie der Gebrauch der Cocchia als überaus schädlich bezeichnet wurde, während andererseits italienische Fachmänner behaupteten, daß dieses Schleppnetz bei seiner Anwendung in größeren Tiefen vollkommen ungefährlich sei. Mag man sich nun der einen oder der andern Ansicht zuneigen, eines steht fest, daß die Cocchiafischerei für die Versorgung unserer Fischmärkte mit billiger, dem minder Bemittelten zugänglicher Ware von eminentester Bedeutung ist, und daß die Lösung der Cocchiafrage erst dann möglich sein wird, bis ein anderes, unschädliches oder minder schädliches Netz, als die Cocchia es ist, wird gefunden sein.

Die zum Fischen günstigsten Jahreszeiten sind das Frühjahr und der Herbst; doch sind ein milder Winter und der Frühommer bei leichten

Windbrisen dem Fischfange mittelst Segelbooten, an welche Schleppnetze angebunden werden, ebenfalls nützlich.

In der Regel fischt man bei Tag, besonders in den frühen Morgenstunden und gegen Abend. Auch bei Nacht wird entweder bei künstlicher Beleuchtung oder ohne diese in der Weise gefischt, daß bei ruhiger See Hängenetze und andere Fischereigeräthe ausgeworfen und nach einer oder mehreren Stunden gehoben werden. Standnetze werden unter Beobachtung gewisser Vorsichten sogar durch längere Zeit in See belassen.

Die bedeutendsten Fischerorte sind Grado, Monfalcone, Muggia, Capodistria, Isola, Pirano, Umago, Parenzo, Orsera, Rovigno, Cherso, Lussin, Sansego, Crappano, Blarin, Rogosnizza, Arbe, Pago, Novaglia, Novigradi, Sale, Vesina, Vissa, Comisa, Vol, Matarska, Curzola und Trapano.

Zu den wichtigsten, für den Betrieb der Seefischerei nothwendigen Geräthen gehören die Boote, welche für unsere Bedürfnisse vorzugsweise auf den Werften von Grado, Rovigno, Lussinpiccolo, Bescanuova, Traù, Milna und Curzola zumeist aus Eichen- und Fichtenholz in der Weise erzeugt werden, daß das Gerippe aus Eichen- und die Außenbeplankung sowie die innere Ausstattung des Bootes aus Fichtenholz hergestellt werden.

Die an unserer Küste üblichen Fischerboote theilen sich je nach ihrer Bestimmung in Fang- und Hilfsboote. Zu ersteren gehören:

Die Gaeta, 5 bis 6 *m* lang, ein theilweise gedecktes Boot, Wert 70 bis 200 fl.; der Topo, ein offenes, schmales Boot von 6 bis 8 *m* Länge, einer Tragfähigkeit von 1 bis 2 *t* und im Werte von 100 bis 150 fl.; der Leuto, ein ganz gedecktes Boot, 6 bis 8 *m* lang, von 4 bis 5 *t*, kostet 200 bis 350 fl.; die Brazzera, ein großes, nur am Bug gedecktes Boot von 11 bis 12 *m* Länge, 2 bis 3 *t*, im Werte von 240 bis 400 fl.; der Bragozzo, ein ganz gedecktes, starkes Boot von 10 bis 12 *m* Länge, 6 bis 8 *t*, im Preise von 400 bis 1000 fl.; die Tartana, ein starkes, nach dem Muster des Bragozzo gebautes, bis 16 *m* langes, ganz gedecktes Boot, Wert 600 bis 1200 fl.

Zu den Hilfsbooten gehören:

Der Sandolo, Guzzo und Zoppolo; dann die Battellina, Passera, Barchina und Luminiera (slav. svičarica), welche als durchwegs offene Boote bei der Lagunenfischerei und Brackwasserteichwirtschaft zum Auswerfen der Netze, in der Fischerei mit der Angel oder Fischgabel oder zu Beleuchtungszwecken benützt werden. Ihr Preis richtet sich selbst-

verständlich ganz nach der Größe und variiert zwischen 15 und 150 fl. Nach den letzten statistischen Ausweisen der Hafenamter beziffert sich der Stand der an unserer Küste befindlichen Fahrzeuge mit zusammen 3460 Fischerbooten im beiläufigen Werte von 710.000 fl.

Die von unseren Fischern verwendeten Netze weisen bezüglich ihrer Form und Größe eine große Verschiedenheit auf, und wechseln deren Benennungen oft nach den Orten, in welchen sie gebraucht werden, wenn auch ihre Gattung die gleiche ist. Im allgemeinen können die Netze in 3 Gruppen und zwar in Stand-, Schlepp- und Wurfnetze getheilt werden. Dazu kommen die zum Fange einiger Mollusken und Muschelthiere nöthigen Scharnetze sowie die Netze zum Fange von Fischbrut.

Die Standnetze (ital. reti da posta, d'imbrocco oder d'incetto), welche wieder in einfache und dreimäschige zerfallen, werden entweder in seichten Gewässern mittelst in den Grund eingetriebener Holzstäbe am Meeresboden aufgestellt oder an einem mit Schwimmern versehenen Tawe von den Booten aus auf eine gewisse Entfernung geworfen, um in einer bestimmten Richtung eine oder mehrere Stunden in See belassen zu werden. Solche meistens zum Fange von Zugfischen (Sardelle, Anchovis, Makrele u. s. w.) verwendete Standnetze bestehen in der Regel aus mehreren Stücken (spedoni), die untereinander mittelst eines Seiles förmlich zu einer langen Wand verbunden werden, welche an einem Ende vermöge eines Ankers oder Steines versenkt und durch ein leeres Fäßchen oder einen großen, aus Korkstücken angefertigten Schwimmer an der Oberfläche des Wassers festgehalten wird, während das andere Netzende vom Boote oder vom Lande aus unter Bedachtnahme auf den eben herrschenden Wind und die augenblickliche Strömung in beliebiger Richtung erhalten wird.

In die auf obige Weise ausgebrachten Netze gerathen nun die Fische auf ihrem jeweiligen Zuge, durch den in ihrer unmittelbaren Nähe ausgeworfenen Köder angelockt oder durch Scheuchmittel in die Maschen getrieben, in welchen sie an den Riemenpalten stecken oder hängen bleiben. Zeigen sich Schuppen an der Oberfläche des Wassers, so ist das ein Zeichen, daß die Fische schon im Netze stecken, worauf dieses von einem seiner beiden Enden angefangen successive aufgeholt und die Fische herausgenommen werden. Zum Fange von Thunfischen und Boniten werden eigene, aus starken Rebschnüren und Tauwerk geflochtene Stand- und Einschlußnetze verwendet, die öfters eine Länge von 300 m erreichen, und welche, mit einem ihrer Enden unmittel-

bar am Ufer befestigt, von da aus zuerst bogenförmig, dann parallel zum Ufer so gestellt werden, daß das Netz nicht unweit von seinem zweiten Ende nach Art eines Vorhanges zusammengerollt, diese Rolle mit Spagat locker gebunden und von da aus ein Seil lose zum Ufer geführt wird. Sind die in der Regel längs des Ufers dahinstreichenden Thunfische zwischen Netz und Ufer gerathen, was zu beobachten ein auf einer Wachleiter sitzender Mann zur Aufgabe hat, so wird das oben erwähnte Seil von einem andern am Lande befindlichen Manne angezogen, wodurch das noch freie Ende des Netzes aufgerollt, hart an das Ufer gezogen und damit den im Netze befindlichen Fischen der Rückweg versperrt wird. Die auf solche Weise gefangenen Fische werden dann mit Rudern oder starken Knütteln erschlagen und ans Ufer geworfen, um da für den Transport zum nächsten Markte durch Ausweidung und das Ausschneiden der Kiemen hergerichtet zu werden.

Die Schleppnetze (ital. reti a strascico) werden entweder vom Lande aus durch Menschenhände oder von einem oder zwei unter Segel gesetzten Booten dergestalt fortgezogen, daß deren unteres Ende den Meeresboden leicht schleife oder förmlich abstreife, welche letzteres natürlicherweise die am Grunde der betreffenden Gewässer lebenden Fische verschucht und der sich da aufhaltenden Fischbrut mehr oder minder zum Schaden gereicht. Die meisten dieser Netze sind in der Mitte mit einer Art von Sack versehen, in welchem sich die gefangenen Fische zusammendrängen. Zu den Schleppnetzen gehört auch das Sardellenzugnetz (tratta da sardelle oder tratta grande d'estate), mit welchem übrigens auch Matresen gefangen werden. Es ist dies ein oft 200 *m* langes und 24 *m* hohes, mit einem Sack versehenes Netz, mit welchem die Fischer auf einem großen, von zwei kleineren Barken assistierten Boote das Land verlassen, um bis zur Entfernung einer Seemeile Sardellenschwärme aufzusuchen. Stoßen die Fischer auf einen solchen Schwarm, so wird derselbe durch das Leuchtboot (ital. luminiera, slav. svičarica) auf 300 bis 500 *m* gegen das Land herangelockt, dort durch das Auswerfen des Netzes so rasch als möglich eingeschlossen und unter fortwährender, sorgfältiger Mithilfe einer der Barken (barchetta) mittelst zweier an beiden Netzen befestigten Kurrleinen langsam an das Ufer gezogen, wo das Ausnehmen der gefangenen Fische mittelst Köschern stattfindet.

Zu der gleichen Gattung Netze muß noch die von den italienischen Fischern aus Chioggia verwendete zweiflügelige, mit einem bereiften langen Sacke versehene Cocchia gezählt werden, welche von zwei

nach vorn gegeneinander convergierenden, unter Segel gesetzten Booten (bragozzo) mittelst zweier an den beiden Enden befestigten Leinen (alzana) fortgeschleppt und durch je eine aus dem Achtertheile dieser Boote ragende Holzspiere (antenna) auseinandergehalten wird. Mit diesem bis in eine Tiefe von 50 m reichenden Netze werden Grundfische, Muscheln und verschiedene Krebsarten, wozu auch der schmackhafte norwegische Krebs (scampo) gehört, gefangen.

Die Wurfnetze (ital. reti da gettata oder da saccoleva) haben eine kreisförmige Gestalt und sind von großem Umfange, dessen äußere Ränder zahlreiche kleine Bleistücke tragen. Wird ein solches Netz über einen Fischschwarm von Meeräschen, Goldstriemen zc. geworfen, und werden die an jenem befestigten Schnüre rasch angezogen, so schließt sich die untere Öffnung des Netzes und die darin gefangenen Fische können sofort aus dem Wasser gehoben werden.

Zu den vielen Fischereigeräthen, welche alle aufzuzählen hier gegenstandslos wäre, gehören nebst den verschiedenartigsten Angeln, Angelschnüren und Angelseilen, Stichgabeln, Greif- und Hebewerkzeugen, Reifnetzen, Fischreusen auch die zum Fischen der rothen Koralle erforderliche Vorrichtung (ital. ingegno), ferner die in den Lagunen und an besonders seichten Uferstrecken so häufig gebrauchten Fischzäune (ital. serragli). Die erwähnte Vorrichtung besteht aus zwei kreuzweise miteinander verbundenen, an der Kreuzungsstelle mit einem Steine beschwerten Balken, an welchen lockere Hanfnetze herunterhängen, in die sich die Korallenzweige versangen und durch langsames Heben der Vorrichtung zutage gefördert werden. Die Fischzäune sind entweder aus Netzwerk oder aus Schilf verfertigte Wände, welche mittelst in den Grund gesteckter Stäbe aufrecht erhalten und von Stelle zu Stelle convergierend so gegeneinander gestellt werden, daß der zwischen einer und der andern Wand gelassene Zwischenraum am Grunde durch ein an die beiden Wände des Fischzäunes gebundenes Reifnetz (cogollo) ausgefüllt wird. Läuft dann das Wasser bei eintretender Ebbe ab, so gerathen die durch die Netz- oder Schilfwände zurückgehaltenen Fische in die Reifnetze, welche heraufgezogen und an ihrem äußersten Ende erfaßt werden, worauf man die auf solche Art gefangenen Fische in das diese Zäune abschüßende Boot schüttet.

Die von unseren Fischern benützten Netze stammen zum größten Theile aus der mechanischen Netzfabrik und Weberei A. G. zu Ikehoe (Holstein). Die größeren Gattungen werden aus Apulien bezogen; die besonders kleinen Netze werden von den Fischern selbst, hauptsächlich

ihren Weibern, welche auch den hierzu gehörigen Hanf oder Flachspinnen, angefertigt. Die billigste und beste Bezugsquelle für Fischernetze ist heute die Triester Firma Luigi Periz.

Sowohl die selbst erzeugten, als die gekauften Netze müssen montiert, d. i. entsprechend zugeschnitten, am unteren Rande mit Blei, am oberen mit Korfschwimmern, Stricken und Leinen versehen und vor ihrer Benützung zur Erzielung größerer Haltbarkeit mit einer gerbstoffhaltigen Flüssigkeit gelobt werden. (Die nicht gelobten Netze sind weniger dauerhaft, sollen aber von den Fischen nicht so wie die gelobten gemieden werden.)

Die groben, aus Rebschnüren und Spagat erzeugten Netze werden zur besseren Conservierung getheert.

Die aus feinen Fäden gefertigten, mehrmals im Jahre gelobten Netze dauern bei häufigerem Gebrauche ein bis drei Jahre. Werden sie seltener gebraucht und jedesmal gut getrocknet, so können sie bei sorgfältiger Ausbesserung der jeweilig entstehenden Schäden auch sechs bis zehn Jahre dauern.

Der durchschnittliche Wert der in den letzten drei Jahren im Gebrauche gestandenen Netze und sonstigen Fischereigeräthe beziffert sich mit circa 1,700.000 fl.

Der jährliche Bedarf an Netzen kann im Durchschnitte mit 50.000 fl. angenommen werden.

Die in den letzten Jahren dahin gerichteten Bestrebungen, den Bedarf an Fischernetzen im Inlande zu decken, sind bisher leider fruchtlos gewesen. Es würde sich gewiß der Mühe verlohnen, auch den diesbezüglichen Jahresbedarf der Binnenfischerei zu ermitteln, um auf Grund der betreffenden Gesamtbedarfsziffer zu versuchen, die Netzerzeugung im größeren Maßstabe durch Errichtung einer eigenen oder Erweiterung einer bereits bestehenden Spinnfabrik unserer heimischen Industrie zu sichern.

Das durchschnittliche Jahreserträgnis der Seefischerei wurde in den letzten drei Jahren mit circa 6,100.000 Stück und 9,900.000 kg im beiläufigen Gesamtwerte von 2,650.000 fl. statistisch nachgewiesen.

Hiervon entfallen auf:

	Menge in Kilogramm	Wert in Gulden
Sardellen	2,520.000	650.000
Anchovis	307.000	78.000
Makrelen	538.000	144.000

	Menge in Kilogramm	Wert in Gulden
Thunfisch	237.000	88.000
Meerärschen	250.000	96.000
Zungenschollen	123.000	77.000
Meerbarben	278.000	128.000
Goldbrassen	92.000	41.000
Wolfbarfisch	89.000	57.000
Zahnbrassen	110.000	51.000
Flunder	56.000	15.000
Steinbutt	16.000	9.000
Alal	66.000	26.000
Bonit	82.000	35.000
Meergrundel	278.000	62.000
Hummer und Langusten 34.000 Stück	—	32.000
Norwegische Krebse	24.000	9.200
Spinnenkrebse 557.000 Stück	—	33.000
Strandkrabben	336.000	7.700
Austern 476.000 Stück	—	12.000
Miesmuscheln 991.000 Stück	—	2.700
Tintenfische	563.000	136.000
Badeschwämme	500	1.500

Der Korallenfang mußte in den letzten Jahren wegen zu großer Entwertung dieses Artikels fast gänzlich eingestellt werden, weil die Überfüllung des Marktes, besonders in Italien, den Verkauf der hierlands vorhandenen Vorräthe geradezu unmöglich macht.

Die längs unserer Küste aufgebrachten Mengen an Fischen, Schalthieren und Mollusken werden zumeist von den Küstenbewohnern entweder als Nahrungsmittel verbraucht oder zu Conserven verarbeitet.

Von den besseren Fischsorten gehen besonders zur Winterszeit und vor den Weihnachts- und Ofterfeiertagen nicht unbedeutende Sendungen nach Laibach, Graz, Wien, Budapest und Venedig.

In letzterer Zeit hat der Fischexport nach Wien um ein bedeutendes zugenommen, was darauf schließen läßt, daß die Hausfrauen daselbst endlich eingesehen haben, daß sich viele unserer Fische mit den besten anderer Meere messen können, wenngleich noch immer die Meinung vorkommt, daß die aus der Nordsee stammenden Fische besserer Qualität seien. In der That haben die Seeproducte der Adria den einzigen Nachtheil, daß sie in vielen Städten der Monarchie vielzu

wenig gekannt sind. Wird es doch niemand, der einmal an dem Gestade des adriatischen Meeres nur einige Zeit gewilt, beifallen, seinen Bedarf an Seefischen aus dem Auslande beziehen zu wollen! Mit Hilfe der von der Südbahngesellschaft getroffenen Vorsee ist es ein Leichtes, einen am Nachmittage im Triester Golse gefangenen oder mit einem der vielen Dampfer dort eintreffenden Fisch schon um 10 Uhr morgens des darauffolgenden Tages in Wien zu haben, während der von einem nordischen Markte stammende Fisch trotz seiner noch so sorgfältigen und kostspieligen Eisverpackung nicht in jenem frischen Zustande auf den Tisch des Wiener oder Budapester Gourmands zu gelangen imstande ist, wie es von Triest, Rovigno, Pola und Fiume aus möglich erscheint. Was den constanten Bezug der Seefische von unserer Küste in erster Linie wesentlich erschwert, ist die verhältnismäßig geringe Quantität an Ware, über welche unsere Fischmärkte an der Küste überhaupt verfügen.

Die mit dem österreichischen Vereine für Seefischerei und Fischzucht erst in jüngster Zeit gepflogenen Verhandlungen wegen täglicher Approvisionierung des Wiener Marktes mit frischen Fischen aus der Adria haben den neuerlichen Beweis erbracht, daß wir weder die hierzu erforderlichen Mengen aufzubringen vermögen, noch daß wir in Bezug auf den Preis mit den aus den nordischen Häfen nach Wien gelangenden Seeproducten zu concurriren in der Lage sind.

Einige Aussicht auf Erfolg hätte die Versendung von Sardellen, Anchovis, Makrelen, Zungenschollen, Thunfischen, Spinnenkrebse, Austern, Riesmuscheln und Tintenfischen in allen jenen Fällen, wo deren Fang ein ergiebiger gewesen ist. Aber leider spielt hier die Gewohnheit eine zu wichtige Rolle, um dieses Exportgeschäft erfolgreich betreiben zu können.

Wie leicht ließe sich beispielsweise bei nur einiger Rührigkeit und Unternehmungslust der Wiener Restaurateure der köstliche und von allen Feinschmeckern der Welt so gesuchte und so viel gerühmte Genuß frischer Austern auch im Binnenlande einbürgern, anstatt dieses mit abgestandenen soi disant „Ostendeaustern“ zu fabelhaften Preisen zu täuschen! Werden doch unsere Austern nicht nur in allen Seestädten des Inlandes, sondern auch von Venedig, wo doch bekanntlich das ganze Jahr hindurch ein reger Fremdenverkehr stattfindet, mit wahren Haut goût zu Hunderttausenden verzehrt, und fällt es niemand ein, diese als Ostendeaustern auszugeben. Sie werden gegessen, weil sie frisch, schmackhaft und um 500% billiger als die nach Oesterreich-Ungarn kommenden Ostendeaustern sind.

Dank der in letzter Zeit längs unserer Küste in steter Zunahme begriffenen Austernzucht dürfte es in der That nicht schwer fallen, wenigstens einen Theil der österreichischen und ungarischen Städte mit gesunden, schmackhaften und billigen Austern zu versehen und auf diese Weise unseren Feinschmeckern ein neues Genußmittel zu verschaffen.

Bei der großen Productivität dieses Weichthieres überhaupt und bei den in der Austernzucht schon heute erzielten theoretischen und praktischen Vortheilen mag es am Plage sein, auch des wirtschaftlichen Wertes dieses in Osterreich-Ungarn nun entstehenden Industriezweiges mit dem Bemerken zu gedenken, daß die Errichtung von Austernzuchtanstalten an den hierzu geeigneten Punkten unserer Küste einträgliches Erwerb verspricht.

Die frischgefangenen Fische sowie die sonstigen auf den Markt kommenden Meeresproducte müssen vor ihrer Zubereitung vorerst gut gereinigt, ausgewaschen und entweder vor oder während ihrer Zubereitung gesalzen werden. Frische Fische werden entweder gesotten, auf dem Roste gebraten oder in Öl gebacken, solche geringeren Wertes mitunter in einer eigenen, aus Öl, Zwiebeln und Gewürzen bereiteten Brühe (brodetto) gefocht genossen. Über Größe, Form, Qualität, Schmackhaftigkeit, culinariſchen Wert der verschiedenen Fische, Schäl- und Weichthiere, deren Zubereitungsweise sowie die Bezeichnung der Jahreszeiten, in welchen die einzelnen eßbaren Meeresproducte am besten sind, enthält das oberwähnte Werkchen „Die Fische der Adria und ihre Zubereitung“ von Ludwig Sucker für alle jene, die sich für die adriatische Fauna interessieren, besonders aber für Hausfrauen sehr schätzbare und praktische Winke.

Ein Theil der in größeren Mengen gewonnenen Meeresproducte wird theils zum Hausgebrauche, theils für Handelszwecke zu Fischconserven verarbeitet. Die an unserer Küste am meisten geübte Conservierungsmethode besteht in dem Einsalzen der Fische, an welche sich das Einlegen in Öl in eigens hierfür erzeugten, hermetisch verschließbaren Blechbüchsen unmittelbar anreicht.

In Barcola bei Triest bereitet seit einigen Jahren die dortige Firma Semler & Gerhard marinirte Male vorzüglicher Güte. Das Product dieser Fabrik ist bei gleicher Qualität billiger als die Comacchio-Male und hat in den wenigen Jahren ihres Bestehens großen Aufschwung genommen.

Auf den quarnerischen Inseln und im südlichen Dalmatien werden Tintenfische, Muränen, Sandaale, Merlan, Goldbrassen, Haie, Rochen

und einige Barschspecies der Länge nach gespalten, ausgeweidet und entweder an der Sonne einfach getrocknet oder nach leichter Einsalzung geräuchert, um im darauf folgenden Winter meistens zum Hausgebrauche zu dienen. Gedörrte Tintenfische werden übrigens in geringen Mengen nach Griechenland exportiert. Eine weitere, im südlichen Dalmatien übliche Conservierungsmethode kleinerer Fische (besonders der Meerbarben) besteht darin, daß die Fische vorher in Öl gebacken und hierauf in 8 bis 10 kg Fisch fassende Blechgefäße gelegt werden, wo man sie dann in einer aus Öl und Essig bereiteten, mit Rosmarinkraut gewürzten Tunke für kurze Zeit aufbewahrt. Als besondere Specialität von Trapano und Makarska gilt die sogenannte „bottarga“, zu deren Gewinnung die größten Eierstöcke der im August die Parenta herabschwimmenden Meerärschen das Material liefern. Dieser dalmatinische Caviar, welcher getrocknet, geräuchert und mit etwas Öl versetzt ist, kann durch einige Monate essbar erhalten werden.

Der Fang und das Einsalzen der Sardellen (*Clupea sardina*), deren Ausfuhr sich besonders nach dem Inlande und Italien richtet, bildet den Hauptertrag unserer einheimischen Fischerei.

Die Packung der eingesalzenen Sardellen geschieht in eigene, aus weichem Holze gefertigte Fässchen von 0·50 m Höhe und 0·30 m Durchmesser unter öfterem Nachfüllen von Fisch und Salzlauge (salamoja), bis das Fässchen nichts mehr aufnimmt.

Drei bis spätestens fünf Monate nach dem Einsalzen ist die Fischconserven vollkommen haltbar und wohlschmeckend geworden und besitzt einen angenehmen aromatischen Geruch. Ist das Fässchen rein, und sind dessen Packung und Verschluss sorgfältig gewesen, so erhält sich das darin aufbewahrte Product durch volle drei Jahre.

Auf ähnliche Weise werden Anchovis, Makrelen, Stöcker, Schneffel und Schnauzenbrassen meistens in kleinen Zubern conserviert, die aber wegen des leichteren Luftzutrittes nicht so haltbar sind.

Die Conservierung der Sardellen und Anchovis in Öl besteht darin, daß die Fische zuerst geköpft, gut gereinigt, eingesalzen und kurze Zeit an der Sonne getrocknet, dann mit Seewasser abgespült, von neuem getrocknet, hierauf am Rost gebraten, endlich in die zu ihrer Aufnahme bereit gehaltenen Blechbüchsen (Dosen) zu 6, 7, 8, 12, 20 und 30 Stück gelegt und in einem geschlossenen, zu diesem Zwecke eigens construierten, mit Blech ausgefüllten Raume bis an den Rand jeder einzelnen Büchse mit feinem Öle übergossen werden. In diesem Raume bleiben die Büchsen durch volle 24 Stunden offen

stehen, um nach nochmaliger sorgfältiger Füllung mit Öl verlötet und sodann in einem mit heißem Wasser gefüllten Kessel durch 1¼ Stunden gekocht zu werden. Nach dieser Operation wird jede einzelne Büchse genau untersucht, leck gewordene werden ausgeschieden und die gut schließenden gereinigt, in Kisten verpackt und zum Versandt bereit gemacht.

Das Marinieren der Aale geschieht dadurch, daß die vorerst am Spieße gebratenen Fische, nach ihrer Größe (Dicke) sortiert, in eigens hierzu hergestellte Fässer aus weichem Holze so lange schichtenweise gepackt werden, bis das Gefäß gefüllt ist, worauf dessen Inhalt mit einer bereits fertig gestellten Mischung von Salz und Essig übergossen wird, bis alle Zwischenräume des Fasses ausgefüllt sind. Das Mischungsverhältnis der für die Marinierung der Aale bestimmten Flüssigkeit ist 100 kg Essig zu 10½ kg Salz.

Die gangbarsten, an unserer Küste bereiteten Fischconserven sind:

In Salz gepökelte Fische: Sardellen, Anchovis, Papalinen, Makrelen, Stöcker, Thunfisch, Bonit, Schnauzen- und Brandbrassen. Auch der gemeine und Pantherhai werden manchmal eingesalzen.

In Öl eingelegte Fische: Sardellen und Anchovis.

Gesalzene und in Öl gelegte Fische: Sardellen, Anchovis und Makrelen.

Marinierte Fische: Aale.

Geräucherte Fische: Haie und Muränen.

Im Triennium 1891/93 bezifferte sich der durchschnittliche Gesamtwert der in einem Jahre an unserer Küste erzeugten Fischconserven mit 1,150.000 fl.

Hiervon entfallen auf:

Gesalzene	{	Sardellen	kg	1,680.000
		Anchovis	kg	67.000
		Makrelen	kg	237.000
		Schnauzenbrassen	kg	57.000
		Thunfische	kg	13.000
In Öl eingelegte Gesalzene und in Öl eingelegte Marinierte Aale	{	Sardellen	Dosen	2,044.000
		Sardellen	"	17.000
		Anchovis	"	43.000
			kg	75.000

Fischzucht wird nur in der Lagune von Grado in eigens zu diesem Zwecke construierten Teichen (valli) betrieben. Dieselbe beschränkt sich aber auf die Auffütterung der unter dem Namen „cievolame“

begriffenen Meeräschen, Goldbrassen und Aale, indem die jungen Fische obiger Species auf natürlichem Wege in die im Frühjahr geöffneten Schleusen (chiaviche) der Teiche eindringen, dortelbst gehütet und für die Bedürfnisse des Triester Marktes großgezogen werden. Bekanntlich leben in der Adria mehrere Fische, die als junge Brut während der Monate Februar, März und April in unermesslichen Schwärmen aus dem Meere in leichte, ruhige Buchten, in die Brackwässer, ja selbst in die Flüsse aufsteigen, aus denen sie nach Erreichung einer gewissen Größe beim Eintritte empfindlicher Kälte oder beim Eintreten des Fortpflanzungstriebes wieder in die See zurückkehren. Mehrere dieser Thiere, besonders die oberwähnten, können im brackischen Wasser leben und sind gegen Temperaturänderungen des Wassers, solange diese die Extreme nicht erreichen, wenig empfindlich. Von den auf obige Weise in den Lagunenbereich von Grado alljährlich einziehenden Schwärmen junger Fische dringt ein Theil in die im Frühjahr zu diesem Behufe geöffneten Brackwasserteiche (valli), welche in der Regel zu Anfang April derart geschlossen werden, daß ein Durchbrechen der eingedrungenen Fische möglichst verhindert wird. Die Immigration des Aales charakterisirt sich insoferne, als dessen junge Brut schon im Februar gleichzeitig mit der übrigen Montade aus dem Meere in die Lagunen dringt, dieses aber zum Unterschiede von den übrigen Nutzfischen, welche zu jeder Tageszeit an der Oberfläche des Wassers hinziehen, nahe dem Meeresgrunde und nur in mondlosen, finsternen und besonders stürmischen Nächten thut.

Bei dem großen Reichthum an vegetabilischer und animalischer Nahrung in der Lagune ist eine künstliche Fütterung der in den Teichen eingeschlossenen Fische nicht nöthig, nur empfiehlt es sich, diese nach Gattung und Größe in die hierfür bestimmten Sectionen der Valli zu verlegen, was durch die Anlage von Canälen innerhalb des betreffenden Teiches ermöglicht wird, in welchen sich die Fische vollkommen frei bewegen.

Größere Teichwirtschaften gibt es in der Lagune von Grado derzeit nur fünf, welche in einem Jahre circa 13.000 kg Fische im beiläufigen Werte von 5000 fl. zu liefern vermögen. An diesem geringen Ergebnisse ist wohl die freie, nicht unergiebige Fischerei in der Lagune, hauptsächlich aber die große Armut der in Grado lebenden Bevölkerung schuld, welche die Kosten der Anlage und Erhaltung einer ertragsfähigen Valle aufzubringen nicht imstande ist.

Von viel größerer Bedeutung ist die Austernzucht, welche in früherer Zeit auf durchwegs primitive und wenig ergiebige Weise an unserer Seeküste betrieben wurde. Ein großes Verdienst um die Hebung der österreichischen Austernzucht nach rationellem, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendem Systeme haben der österreichische Verein für Seefischerei und Fischzucht sowie die Herren Anton Gareis in Pola und Stephan Bielovučić in Fagnina sich erworben.

Nach neuen, auf wissenschaftlicher Basis beruhenden Systemen errichtete Austernzuchtanlagen existieren dormalen in Grado, Pola, Luffinpiccolo, Ponte auf der Insel Veglia, Drače bei Fagnina und Castel Andreis bei Crappano in Dalmatien. Je eine solche Anlage ist soeben auf der Insel Cherso und in Neum im Entstehen, deren Unternehmern die Seebehörde die nöthigen Uferstellen für eine gewisse Zeit zur unentgeltlichen Benützung überläßt. Zur Förderung der Austernzucht an unserer Küste haben minder bemittelte Unternehmer in den letzten Jahren vom österreichischen Vereine für Seefischerei und Fischzucht Subventionen im Gesamtbetrage von 4400 fl. erhalten.

Nach altem Systeme angelegte Austernzuchtanstalten bestehen in Zaula, Panzano, Sifstiana, S. Bartolomeo bei Triest und Stagnopiccolo in Dalmatien.

Wie oben erwähnt, erreicht die jährliche Ausbeute an Austern im Durchschnitte circa 476.000 Stück im teilkäufigen Werte von 12.000 fl.; ein Ergebnis, das aber dank der obgedachten Bestrebungen sich in den nächsten Jahren bedeutend erhöhen wird.

Im Jahre 1894 hat der österreichische Verein für Seefischerei und Fischzucht den Versuch gemacht, die in Grado gezüchteten Austern auf den Wiener Markt zu bringen, und bei dieser Gelegenheit die Überzeugung gewonnen, daß bei dem eventuellen Gelingen der im Zuge befindlichen Experimente, die Austern einige Wochen vor ihrem Verkaufe zu mästen, unsere Austernzüchter auf einen gewinnbringenden Vertrieb ihres Productes werden rechnen können.

Eine nicht undankbare und vielversprechende Zucht wäre auch jene der hier beliebten Miesmuschel. Diesbezügliche Versuche werden augenblicklich von den Herren Gareis in Pola und Bielovučić in Fagnina gemacht. Für diese durchaus nicht kostspielige und ganz besonders ergiebige Kultur würden sich die Gewässer von Novigrad und Stagnopiccolo vorzüglich eignen.

Der Schwerpunkt unserer Seefischereigesetzgebung liegt heute in der Verordnung der Ministerien des Handels und des Ackerbaues vom

5. December 1884 (N.-G.-Bl. 188), welcher 1808 für Dalmatien das sogenannte „Regolamento Dandolo“ und für Istrien das Fischerei-Reglement vom Jahre 1835 nebst verschiedenen, einzelne Fischereizweige oder Fischereigebiete betreffenden Verordnungen der Landesbehörden vorgegangen waren. Während die Charakteristik der früheren, die Seefischerei regelnden Vorschriften mehr politischer Natur gewesen, ist durch das Inslebentreten der gegenwärtig für unsere ganze Seeküste geltenden Ministerialverordnung die wirtschaftliche Seite des Gegenstandes jedenfalls in den Vordergrund geschoben und läßt hoffen, daß die Staatsverwaltung diesem früher vernachlässigten Industriezweige intensivere Fürsorge widmen werde. Eine weitere Gewähr für die allmähliche Besserung der Verhältnisse unserer Seefischerei sehen wir in der seit dem Jahre 1888 datierenden Einstellung fixer, zur Förderung dieses Industriezweiges bestimmter Beträge in das Budget, welche zur Hebung der Confortialthätigkeit und zur Unterstützung gewinnversprechender Unternehmungen bisher dem österreichischen Vereine für Seefischerei und Fischzucht als Subventionen zugewandt worden sind. Eine Garantie für die fortschreitende Besserung unserer Seefischereigesetzgebung erblicken wir in der commissionellen Behandlung aller diesen Industriezweig betreffenden Angelegenheiten bei der Seebehörde in Triest und bei den für die Seefischerei wichtigeren Hafenämtern durch Heranziehung wissenschaftlich und praktisch gebildeter Fachmänner sowie in der Absicht der Regierung, die in dem Berichte des Hofrathes und Directors des k. k. zoologischen Hofmuseums, Dr. Franz Steindachner, vom 12. Mai 1882 an das k. k. Ackerbauministerium angerathene Creierung von Fischerei-Inspectoren anzuordnen. Es ist dies ein Institut, das in den Küstenprovinzen des Deutschen Reiches bereits sehr erspriessliche Erfolge aufzuweisen vermag und sich auch bei uns gewiß bewähren würde.

Die Seepolizei wird von den längs unserer Seeküste und den auf den vielen Inseln aufgestellten 122 Hafenämtern durch das letzteren beigegebene Personale ausgeübt. Diesen Ämtern obliegt überdies die Evidenthaltung der in ihren Unterbezirken befindlichen Fischer, der Boote und Fischereigeräthe derselben, die Sammlung der für die Seefischereistatistik bestimmten Daten, die Aufsicht über den Fischereibetrieb und das Strafverfahren in erster Instanz in Übertretungsfällen.

Als Oberbehörde in Fischereisachen und zweite Instanz in Übertretungsfällen fungiert die k. k. Seebehörde in Triest, bei welcher die Wahrnehmung der die Seefischerei tangierenden Interessen technischer

und gewerblicher Natur, die Verwaltung der zur Förderung dieser Industrie bewilligten Staatsgelder und die Zusammenstellung der Seefischereistatistik stattfindet.

Die Vertretung und oberste Leitung aller die Seefischerei betreffenden Angelegenheiten sowie die Entscheidung der wegen Fischerei-übertretungen eingebrachten Recurse in letzter Instanz obliegt dem k. k. Handelsministerium.

Als berathende Körperschaft in Sachen der Seefischerei überhaupt fungiert bei der Seebehörde eine Centralcommission, welche unter dem Voritze des Präsidenten aus einem dem Beamtenstande dieser Behörde zu entnehmenden Referenten, aus mindestens einem ständig zu berufenden wissenschaftlich gebildeten Fachmanne und aus zwei praktisch erfahrenen Fachleuten besteht. Dem Präsidenten der Seebehörde bleibt es unverwehrt, diese Commission nach Bedarf zu verstärken.

Bei jedem der acht Hafencapitanate und nach Bedarf auch bei anderen für die Seefischerei wichtigeren Hafenämtern ist als berathende Körperschaft in den Fischereiangelegenheiten des betreffenden Küstenstriches eine unter dem Voritze des Amtsvorstandes aus einem oder mehreren praktisch erfahrenen Fachleuten und wenn möglich aus einem wissenschaftlich gebildeten Fachmanne zusammengesetzte Localcommission bestellt. Sowohl die bei der Seebehörde, als die bei den Hafenämtern eingesetzten Commissionen sind von diesen in allen wichtigeren Angelegenheiten der Seefischerei zu vernehmen und können auch Anträge wegen neuer Verfügungen sowie zur Förderung der Fischerei und der mit derselben zusammenhangenden Industriezweige verhandeln und stellen.

Der im Jahre 1888 unter den Auspicien der k. k. Seebehörde in Triest gegründete, aus circa 700 Mitgliedern bestehende Verein für Seefischerei und Fischzucht wird von den beiden k. k. Ministerien des Handels und Ackerbaues durch Bewilligung jährlicher Subventionen in seinen Bestrebungen zur Hebung der Seefischerei-Interessen unterstützt.

Die Thätigkeit dieses Vereines erstreckte sich bisher hauptsächlich auf die Unterstützung der Fischer beim Ankaufe von Booten und Netzen durch Bewilligung von Darlehen gegen Ratenzahlung. Die Auster- und Hummerzucht sowie die Korallen- und Schwammfischerei werden durch Verleihung entsprechender Unterstützungen zu fördern versucht.

Dank diesen Bestrebungen haben sich besonders die Verhältnisse der Austerzucht und Schwammfischerei wesentlich gebessert, zu deren

Hebung von dem gedachten Vereine verhältnismäßig große Opfer gebracht worden sind.

Da unsere Fischerei mangels des für den Fischfang in hoher See geeigneten Materials fast ausschließlich den Charakter der Küstendfischerei an sich trägt und das zur Beschaffung eines solchen Materials erforderliche Capital bisher nicht aufgebracht werden konnte, hat sich der mehrerwähnte Verein dazu entschlossen, von der ihm jeweilig bewilligten Jahressubvention allmählich einen Fond zu bilden, aus welchem die ersten für einen solchen Betrieb geeigneten Fahrzeuge ausgerüstet und bemannt werden sollen, um damit den Beweis zu liefern, daß eine Entwicklung unserer Fischerei in hoher See ganz gut möglich und die Productionsfähigkeit unserer Seefischerei zu erhöhen geeignet ist.

An die Bildung von Fischereigenossenschaften mit den an solche Verbände sich knüpfenden Aufgaben ist bei dem noch immer in den Kreisen unserer Fischereibevölkerung herrschenden Mangel an Gemein Sinn wohl noch nicht zu denken. Dieser Zeitpunkt wird erst dann gekommen sein, wenn es dem österreichischen Vereine für Seefischerei und Fischzucht oder anderen von wahren Patriotismus und aufrichtiger Sympathie für die schwer arbeitende Berufsclasse unserer Seefischer durchdrungenen Männern gelungen sein wird, dem armen Fischer zu einer vortheilhafteren Verwertung seiner Fangergebnisse zu verhelfen, als solches bis jetzt der Fall gewesen. Bei den gegenwärtigen, besonders in der Lagune von Grado herrschenden, höchst traurigen Verhältnissen würde es in Anbetracht der unmittelbaren Nähe des Triester Marktes zu einer auch noch so kräftigen Hilfsaction äußerst wenig bedürfen, um einerseits den dortigen Fischconsumenten eine billigere Ware zu liefern, andererseits aber die Producenten dieser zumeist ausgezeichneten Ware einer Situation zu entreißen, welche armjeliger nicht gedacht werden kann.



Johann Weikhard Freiherr von Balvasor.

Von P. v. Radics.

Laiach.

Der im Vorjahre gefaßte dankenswerthe Beschluß des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht, dem Andenken des in seiner Bedeutung weit über seine Zeit und die engen Marken seiner Heimat Krain hinausragenden Topo-, Ethno- und Historiographen Johann Freiherrn von Balvasor an seiner Geburtsstätte in der

Landeshauptstadt Laibach durch die Hand eines heimatlichen Künstlers ein würdiges Denkmal zu errichten, traf eben in meine Vorarbeiten zur Herausgabe der von mir in der „Royal Society“ in London aufgefundenen Briefe Balvasors an die genannte gelehrte Gesellschaft, die unseren berühmten Landsmann als Mitglied aufgenommen hatte.

Vom k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht, vom krainischen Landesauschusse, von der Stadtgemeinde Laibach und der krainischen Sparcasse in Laibach zunächst zur Herausgabe dieses für das Land Krain hochwichtigen Fundes in entgegenkommendster Weise subventioniert, war ich in Besiz der an Ort und Stelle gewonnenen Copien der sowohl quantitativ als qualitativ ergiebigen Correspondenz des edlen Freiherrn mit dem Secretär der „Royal Society“ und mit dieser altberühmten Gesellschaft selbst gekommen.¹⁾ An den Erhalt dieses erfreulichen Materials schloß sich aber rasch, angeregt durch das im Lande selbst und auswärts infolge meiner erwähnten Studienreise allgemein wach gewordene Interesse, eine Reihe von Mittheilungen über da und dort noch erliegende und bisher unaufgeschlossene Quellen zur Kenntniz vom Leben und Schaffen des unvergesslichen großen Patrioten und ausgezeichneten Schriftstellers, so dasz in mir der Gedanke reifte, die projectierte Herausgabe der Correspondenz Balvasors zu einer umfassenden Biographie des zur Ehre und als Ehre Krains selbst vielseitig thätig gewesenen hingebungsvollen und opferwilligen Cavaliers auszugestalten, und dies umsomehr, als eine kleine biographische Skizze aus meiner Feder, „Balvasor“, die vor nahezu 30 Jahren erschienen ist, und auf die man sich in Fachwerken und anderwärts vielfach bezogen hat, bereits lange schon aus dem Buchhandel verschwunden, so dasz der noch steten Nachfrage darnach nicht entsprochen werden kann.

Hierzu kam, wie schon eingangs betont, die Würdigung der unvergänglichen Verdienste Balvasors von so eminent maßgebender Stelle und fand ihren prägnanten Ausdruck in dem Beschlusse betreffs Errichtung eines Standbildes für den vom Volke Krains allezeit meistgefeierten Mann der Wissenschaft im Lande, durch welchen Beschlusz das genannte Ministerium dem Volksempfinden feinführendst entsprochen hat. Gilt doch Balvasors Hauptwerk „Die Ehre des Herzogthums Krain“ für die Bewohner Krains noch heute in allen die Heimat

¹⁾ Für die Förderung durch die obengenannten P. T. Behörden und Corporationen sowie für das in London seitens der „Royal Society“ gefundene Entgegenkommen soll schon an dieser Stelle der gebührende Dank ausgesprochen sein.

berührenden Fragen von einst und auch in vielen Fragen von heute als Fundstelle befriedigenden Aufschlusses und wird namentlich von der Jugend als erste und richtigste Quelle zur Kenntniss von Land und Leuten, von Art und Sitte sowie der ruhmreichen Thaten der Vorfahren immer und immer wieder zur Hand genommen, wodurch zugleich Balvasors aus jeder Zeile seiner Geschichtsbücher sprechende hohe patriotische Begeisterung für Dynastie und Vaterland sich wohlthätig und segensvoll fortpflanzt von Geschlecht zu Geschlecht!

Dem Manne, der nach Jahrhunderten noch fortlebt im Volke und so fortwirkt, bildend und fördernd und stärkend in der Hingebung für das angestammte geliebte Haus Habsburg und die theuere krainische Heimat, auch auf offener Stätte inmitten der Landeshauptstadt und allezeit sichtbar für Einheimische und Fremde ein bleibendes Denkmal zu errichten: die Verkündigung dieses ebenso zeitgemäßen wie dankenswerten Beschlusses unterstützte nun und reiste meine Absicht, eine umfassende Biographie Balvasors in Angriff zu nehmen, deren Erscheinen nach selbstredend länger währenden Vorbereitungen und nach Verfolg noch weiterer Studien für den Zeitpunkt der Denkmalenthüllung in Aussicht genommen ist.

An dieser Stelle aber will ich schon jetzt auf Grund des zwischen meiner ersten biographischen Skizze und heute reichlich aufgelaufenen Quellenmaterials vorerst eine Schilderung des Bildungs- und Lebensganges Balvasors, seine Charakteristik als Mensch, Gelehrter und Krieger sowie eine Darlegung des Hauptinhaltes und der vorzüglichsten Bedeutung seiner noch gegenwärtig unerreichten topographischen, ethnographischen und geschichtlichen Werke über Krain bieten. Dann aber will ich vornehmlich zeigen, wie Balvasor in den wichtigsten culturellen Fragen seiner Tage verhältnismäßig hoch über den Anschauungen seiner Zeitgenossen gestanden: wie er in der Naturkunde und speciell in der Erkenntniss des Werdeprocesses der krainischen Höhlenwelt übertaschend offen geschaut, wie er sich insbesondere zur Alchemie fortschrittlich verhalten, wie er zu den Künsten gestanden und ihnen in seinem Tusculum auf Schloß Wagensberg durch Errichtung eines eigenen Kupferstichtateliers gehuldigt, wie er in der Kunstindustrie als Erfinder seitens der Mitglieder der „Royal Society“ in London Anerkennung gefunden und in der Heimat sich als solcher praktisch glücklich bethätigt, wie er schließlich in der technischen Wissenschaft auf ein Problem gesonnen und es nahe der Realisirung gebracht, dessen Ausführung im allgemeinen erst unseren Tagen durch andere FINDERKRAFT vorbehalten ge-

blieben, auf die Bohrung eines Tunnels nämlich, den Balvasor durch den Krain und Kärnten scheidenden Voiblsberg ziehen wollte zunächst zur Verbindung dieser Nachbarlande und dann mittelbar zur wesentlichen Kürzung und Besserung des alten Haupthandelsweges zwischen Deutschland und Italien.

Priesterheim¹⁾ in Bad Neuhaus bei Cilli, am Tage vor St. Peter und Paul 1895.

Abstammung. — Geburt. — Studien. — Erste Reise nach Deutschland. — Erste Waffengänge gegen die Türken.

Nachdem um das Jahr 1550 die einem alten, schon im 11. Jahrhundert dem römisch-deutschen Kaiser ergebenden lombardischen Adelsgeschlechte entstammten Herren Juan Baptista und Hieronymus Bavisor „aus dem Bergamasco“, wahrscheinlich des vorzüglichen krainischen Eisens wegen, nach Krain gekommen, wurde der erstgenannte Herr Juan Baptista Bavisor oder Balvisor, wie er auch geschrieben wird, 1571 auf des Erzherzog-Regenten von Innerösterreich Karl II. „Intercession“ von der krainischen Landschaft als „Mitlandmann“ (Ständemitglied) aufgenommen. Juan B. Balvasor erscheint gar bald im Besitze schöner und umfangreicher Herrschaften im Lande Krain, so von Thurn am Hart — heute Eigenthum des Reichsrathsabgeordneten Erwin Grafen Auersperg, an den es aus dem Besitze des Grafen Anton Alexander Auersperg (Anastasius Grün) übergegangen — dann von Gurkfeld und Gallenegg sowie in Untersteiermark des Schlosses Luffer, wo noch heute an dem Kaplaneigebäude rosenumrankt sein und seiner Gemahlin Emerentia Khisklin Grabstein zu finden, und des Schlosses Gonobitz. Während Juan Baptista diese seine untersteirischen Besitzungen in seinem Testamente den ihm verwandten Herrn von Moscon hinterließ, bedachte er den Hieronymus Balvasor außer mit einem Legate von 10.000 fl. mit dem Schlosse und der Feste in Gallenegg in Krain — gegenwärtig im

¹⁾ Der Herr Canonicus und Dechant zu Doberna (Bad Neuhaus bei Cilli) Karl Gaisel hatte dem seit der schrecklichen Katastrophe des Erdbebens in seinem sonstigen Domicile Laibach sammt Familie zu Doberna weilenden Verfasser mit besonderer Güte in dem schönen, für die Curgäste aus geistlichen Kreisen errichteten Priesterheim ein ruhiges Arbeitszimmer für die Dauer seines Aufenthaltes an diesem Orte angewiesen, wofür dem genannten hochgeschätzten Dignitär der gebührende Dank hier ausgesprochen werden soll.

Besitze des Großindustriellen und Bauunternehmers Alois Praschniker, der hier im Schlosse pietätvoll eine „Valvasorstube“ eingerichtet und mit einem vom heimatischen Maler Professor Franke trefflich gemalten Porträt unseres Historiographen Valvasor geschmückt, während er demselben als erstem Balneographen des von ihm nach langer Unterbrechung wieder eröffneten und neu erbauten Warmbades Gallenegg im schön angelegten Vorparke dieses Bades 1877 eine Gedächtnispyramide mit den Valvasor'schen, die heilkräftigen Wirkungen der Gallenegger Therme besagenden Zeilen errichtet hat.

Die der „Ehre des Herzogthums Krain“¹⁾ beigegebene Stammtafel der Valvasor'schen Familie beginnt mit Hieronymus Valvasor, der eine Agnes von Scheyer zur Gemahlin hatte und mit ihr zwei Söhne erzeugte: Bartholomäus und Adam Valvasor.

Ersterem, dem Bartholomäus Valvasor, Herrn auf Gallenegg, Berordneten und Generaleinnehmer der krainischen Landschaft, gebar seine zweite Gemahlin, Anna Maria Freiin von Rauber, im Jahre 1641 zu Laibach als zwölftes unter siebzehn Kindern unseren Historiographen Johann Weithard Freiherrn von Valvasor.

Das Taufbuch der Dompfarre St. Nikolaus in Laibach verzeichnet es zum 28. Mai 1641, daß an diesem Tage Johann Weithard, der eheliche Sohn des edlen Herrn Bartholomäus Valvasor und der Maria (Valvasor), die heilige Taufe erhielt; als Taufpathen erscheinen genannt Konrad Freiherr von Ruesz und Regina Dorothea von Rasz.²⁾

Seine ersten Jugendjahre brachte Johann Weithard in stiller Abgeschiedenheit der schönen Natur auf dem walдумrauschten väterlichen Bergschlosse Gallenegg (in Oberkrain) zu, und zahlreich sind seine in dem Hauptwerke „Ehre des Herzogthums Krain“ eingestreuten Erinnerungen an Ausflüge, die er von da kreuz und quer in und über die heimatischen Berge unternommen, an graufige Geschichten, denen er aus dem Munde des Volkes gelauscht, an im Hause und in der Umgebung vorgefallene Begebenheiten, deren Augen-

¹⁾ III. p. 108.

²⁾ „Baptizatus est Joannes Waichardus legitime natus ex patre perillustri generoso Domino Bartholomaeo Valvasor etc. et ex matre Maria. Patrini erant generosus Dominus Conradus Ruesz L. B. et Regina Dorothea Raspin.“ Liber Baptizatorum Labaci de anno Salutis reparatae 1638 usque 1643. Dompfarre Laibach, Taufmatriken, Berg. Bd. Nr. 7.

zeuge er gewesen, und die sich dem Gedächtnisse des frühreifen Knaben gar mächtig eingeprägt.

Zur Erziehung kam Johann Weithard, dem Zuge seiner Tage entsprechend, an das Collegium der Jesuiten in Laibach, das von ausgezeichneten Pädagogen und Lehrern geleitet war. Der erste Historiograph Krains und Vorläufer Balvasors auf diesem Gebiete, Johann Ludwig Schönleben, war um diese Zeit Studienpräfect am Collegium, wo Balvasor dann auch die humanistischen Studien vollendete.

In früher Jugend verlor er den Vater und erhielt seinen Stiefbruder Karl von Balvasor, den ältesten Sohn seines Vaters aus erster Ehe mit Maria Elisabeth Freiin von Dornberg, zum Vormund, welcher Herr Karl von Balvasor 1667 in den „Freiherrnstand des römisch-deutschen Reiches und der Erbkönigreiche und Länder“ (ddo. Wien, 17. November¹⁾) erhoben worden, 21 Jahre früher, als wir unseren Johann Weithard zum erstenmale auf dem Titelblatte seiner 1688 erschienenen „Topographia Archiducatus Carinthiae“ als Freiherrn genannt finden.

Als bald nach Absolvierung seiner Studien am Laibacher Lyceum verlegte sich Johann Weithard Balvasor, dem Geschmacke seines Zeitalters folgend, auf das Reisen, das, wie wir später sehen werden, speciell für ihn sich besonders fruchtbringend, ja für seine fernere Lebensrichtung geradezu bestimmend erwies, indem es zugleich dem Lande Krain zur ersten ausführlichen, noch heute mustergiltigen Beschreibung seiner Schönheiten und Merkwürdigkeiten verholfen. Wenn Balvasor bezüglich der in seinen Tagen üblichen Studienreisen des jungen heimathlichen Adels betont, daß seinen Heimatsgenossen die Nähe Italiens „grossen Anlaß und Bequemlichkeit zur Peregrination“ gebe, so folgte er selbst zunächst nicht diesem allgemeinen Zuge nach dem Süden.

Die erstere größere Reise, die Balvasor von seiner Heimat Krain aus unternahm, war nämlich nach Deutschland gerichtet, indem uns zum Jahre 1659 die Notiz erhalten ist, daß der 18jährige Jüngling in diesem Jahre eine „Studienfahrt“ nach Bayern angetreten.

Doch gar bald rief ihn „der Lärm an den Grenzen“ „gegen den Erbfeind der Christenheit“ wieder heim, und wir sehen ihn schon Anfangs der Sechzigerjahre unter dem Commando des „tapferen Barthei-

¹⁾ K. k. Adelsarchiv in Wien.

gängers" Grafen von Serin (Zrinj) in Zengg und später in der von Zrinj neu erbauten Grenzfestung Serinvar, mit dem er nun einige größere und kleinere „Waffengänge gegen die Türken“ unternahm, so unter anderem in dem größeren Zuge zur Vertheidigung von Serinvar (1664), in welchem sich noch zwölf andere vom krainischen Adel als „Volontirer“ oder Freiwillige mit ihren Dienern und Knechten befanden.

„Hier an den Grenzen,“ schreibt Balvasor 20 Jahre nachher, „habe ich zum Öfftern mit meinen Augen gesehen, daß die Zenger, Wallachen oder Ukrofen, wann sie einem Türken den Kopf abgehauen, selbigen in die Höhe gehalten und das warme Blut davon barbarischer Weise mit größter Begierde sich selbst in das Maul tropfen lassen. Woraus dann ihre Verbitterung gegen die Türken und unersättliche Blutbegierde nicht ohne Entsetzung abzunehmen ist.“¹⁾

Es waren diese seine Waffengänge unter einem so bewährten Kriegsmanne, wie der Graf von Serin es gewesen, für unseren Balvasor eine treffliche Kriegsschule, deren Erfahrungen ihm später, als ihm von der krainischen Landschaft die Führung einer Abtheilung der landschaftlichen Miliz anvertraut wurde, bestens zustatten kamen, wie später gezeigt werden soll.



Aufenthalt in Wien. — Reisen nach Deutschland, Italien Afrika, Frankreich und durch die Schweiz heim.

Im Jahre 1666 begab sich Johann Weithard Balvasor nach der Residenzstadt Wien, von welcher Stadt der zeitgenössische hervorragende englische Reisende Med. Dr. Edward Brown bei eingehender Hervorhebung von deren Merkwürdigkeiten und Schätzen ausgerufen: „Der größte und vornehmste Ruhm der Stadt Wien besteht in dem, daß des jetzmaligen Kaisers Leopoldi Kay. Majestät Ihre Residenz dortselbst haben.“

In diesem Mittelpunkte des geistigen Lebens, wo alle schönen Künste unter der Ägide des erlauchten Componisten und Förderers der Musik blühten, in Wien fand der Wissenstrieb unseres Balvasor vornehmlich Anregung in der vortrefflichen, vom hochgelehrten Peter von Lambert geleiteten Hofbibliothek, deren ausgezeichneten Wert der vorgenannte englische Reisende und Forscher in die Worte faßt: „Derjenige, der gesehen hat die Bibliothek von Bodlay zu Oxford und die vatikanische

¹⁾ „Ehre des Herzogthums Krain“, Band IV, Buch XII, S. 93.

zu Rom, würde sich sehr verwundern müssen, daß hier ebenso was Merkwürdiges anzutreffen, welches mit jenen sich wol kann vergleichen lassen, zumal dieser Ort an der äußersten Grenze des gelehrten Theiles von Europa gelegen ist." Und nicht minder als diese Bibliothek war es die kaiserliche Schatzkammer, durch deren „sehr kostbare und herrliche ungemene Curiositäten“ sich Edward Brown, trotzdem er vorher die Kunstschätze und Raritäten von Florenz, Vercelli, San Marco in Venedig, St. Denis und Dresden kennen gelernt, dennoch „über die Maßen hoch vergnügt gefühlt“, und die auch auf Balvasor in hohem Grade anregend wirkte.

Über diesen seinen ersten Wiener Aufenthalt berichtet Balvasor in seinem Hauptwerke in Kürze,¹⁾ daß er 1666 im October zu Wien nahe beim rothen Thurm in dem Arnoldschen Hause gewohnt²⁾ und bei einem Herrn Meintzer im selben Hause in der Kost gewesen, wo er — Balvasor zählte zur Zeit 25 Jahre — mit eigenen Händen ohne irgendeinen Betrug ein Pfund Blei mit einem Gran Tinctur ins köstlichste Gold tingiert habe; und selbige Tinctur, setzt er bei, hatte Johann Monte Syders gemacht. Wir werden in einer eigenen Abtheilung bei Besprechung von Balvasors Hauptwerke Gelegenheit haben, über diese ersten Versuche Balvasors in der Alchemie und seine nachherige Stellung zu dieser Wissenschaft die näheren Details anzuführen.

Als einem der imponierendsten Eindrücke von seinem ersten Wiener Aufenthalte gibt Balvasor demjenigen Ausdruck, den der Anblick des Domes zu St. Stephan auf ihn ausgeübt. In seiner Erzählung von den österreichischen Landesfürsten schreibt unser Chronist bei Nennung des Namens Herzog Albrechts IV., zu unsterblichem Nachruhm gebe ihm (dem Herzog) der herrliche St. Stephansturm ein schier unvergängliches Zeugnis, wie er in Sachen, „so zur Ehre der Kirche gereichen, nicht müßig gewesen“; was Rudolf IV. begonnen, Albrecht III. weiter geführt, habe Albrecht IV. vollendet, der diesen Thurm habe vollends ausbauen lassen „zu einer solchen Höhe, Kunstzier und Perfection, womit er noch heute pranget“.³⁾ Balvasor gibt

¹⁾ „Ehre des Herzogthums Krain“, Band I, Buch III, S. 415.

²⁾ An Stelle des Hauses Nr. 2 auf dem heutigen Rabenplaz: im 15. Jahrhundert das Gutstoderhaus, in Balvasors Tagen der Familie Arnold gehörig; Herr Siegmund Friedrich Arnold war 1683 bei der Türkenbelagerung Wiens Hauptmann der Stadtquardi.

³⁾ „Ehre des Herzogthums Krain“, Band III, Buch X, S. 265.

in Übereinstimmung mit Seckels Altographie die Höhe des Stephansthurmes mit 434 $\frac{1}{2}$ Werkshuben an.¹⁾

Trotz der vielfachen Anregungen und Annehmlichkeiten, die seinem Wissensdrange und seiner Lebenslust Wien geboten, strebte Balvasor in seiner Reiselust nach wenigen Jahren auch wieder von Wien fort, da er die Welt weiter sehen und kennen lernen wollte und in ihm vorerst noch das topographische Interesse vorwiegend war, ihn namentlich die Erweiterung seiner Kenntnisse „in den natürlichen Wissenschaften“ reizte. Schreibt er ja diesbezüglich ausdrücklich: „Ich bekenne ohne eitle Ruhmsucht und Saktanz, daß mich alle meine Lebtag die Curiosität oder Wiß- und Erfahrung zwischen ihren Sporen gehabt und auf möglichste Untersuchung natürlicher Raritäten oder Geheimnissen stets angehauen, als einen großen Liebhaber aller freyen und natürlichen Künste. Wo ich nur einen curiosen Mann in Erfahrung bringen können, da bin ich hingereiset, und ist mir kein Weg zu weit, noch die Gefahr zu groß, noch die Mühe zu verdrießlich gewest: Die Hoffnung etwas ungemeines zu erlernen und erkundigen hat alles Saure verlüßt, also gar, daß mich solche bloße Curiosität nicht allein in Europa sondern auch in Afrika etliche Jahre lang weit und breit herum geführt, um den natürlichen Wissenschaften nachzujagen.“

Wieder war es, als Balvasor jetzt, Wien verlassend, sich zu seiner projectierten großen Reise anschickte, zunächst Deutschland, das er ins Auge faßte, und zwar diesmal dessen Norden.

Wir begegnen ihm 1669 in Braunschweig in der Grasschaft Stollberg, wo er die berühmte „Baumannshöhle“²⁾ besichtigte, die er aber unseren Grotten von Adelsberg und Lueg weit nachstellt, in welchem Urtheile er später von zwei Holländern und einem Engländer, mit denen er letztere 1684 wieder besuchte, und die gleichfalls durch eigene Anschauung der Baumannshöhle zu einem Vergleich berechtigt waren, bestärkt worden.

Im selben Jahre (1669), da er diese zweite Reise nach Deutschland unternommen, treffen wir unsern Freiherrn auch in Italien und zwar in Venedig und dann noch in Afrika. In Venedig war er in

¹⁾ Ebenda.

²⁾ Diese Grotte fand später als unsere Adelsberger Grotte — die eben Balvasor in seiner „Ghre des Herzogthums Krain“, Band I, Buch IV, S. 531 ff., (mit der ersten, äußerst originellen Abbildung eines Grottenraumes) der erste beschrieben — ihre Schilderung durch Hermann von der Hardt 1702 in den „Actis Eruditorum“ zu Leipzig.

späteren Jahren noch einmal, und ließ man ihm daselbst in einem Wunderspiegel sein Schloß Wagensberg erscheinen.

In Afrika war es aber, daß ihm (am 15. Juli 1669) ein vornehmer und gelehrter Muhamedaner namens Ali Haisa, der in hohem Ansehen stand, die Bereitung eines starken Giftes und dessen Wirkung gegen Mittheilung anderer, den Africanern nicht bekannter Geheimnisse anvertraute. „Um solche Zubereitung,“ schreibt er, „bin ich schon vor diesem (vor der Veröffentlichung des Factums) von etlichen Orten ersucht, aber niemals noch überredet worden mitzuteilen, und wird sie auch niemals ein Mensch von mir erhalten, denn mein Gewissen will mir nicht erlauben, eine so hochschädliche Sache zur Gefährdung vieler Menschen Lebens gemein zu machen, und dem höllischen Mordgeist oder dessen Creaturen und Werkzeugen damit einen Vorschub zu leisten.“

Aus Afrika kam Balvasor nach Frankreich. Er landete in Toulon, von da reiste er über Marseille, Beaucaire, Avignon u. s. w. nach Lyon. „In Beaucaire,“ schreibt er, „fand ich ober dem Thore eines Palastes, so in der Stadt fast der schönste von zierlich ausgestatteten Quaderstücken aufgerichtet, und mit schönen in Stein ausgeschnittenen Figuren und Architektur geschmückt ist, unser Balvasorisches Wappen sammt den Namen und einer Inscription gar sauber in Stein gebildet.“ Auf dieser Fahrt war es auch, daß er in der Provence die Stadt St. Maximin besuchte, wo er sich die Kirchenschätze und heiligen Reliquien besah (6. Juli) und in die zwei Meilen entfernte Grotte de la St. Baume eintrat, die ihn in mehrfacher Richtung an die heimatliche Grotte von St. Serf erinnerte.

Auf dem Wege nach St. Baume fühlte sich der hohe Naturfreund Balvasor auch besonders angemuthet durch das Vorhandensein „eines Wäldleins von allerley Holz, so nimmermehr zu erdenken.“ „Da richten sich,“ schreibt er darüber wörtlich, „allerley Gattungen geradsteigender Fichten und Tannen empor, da breiten sich die Eichen und Buchen auseinander, ohn was sonst für wildes Holz allerley Art daselbst grunet,“ und er gesteht gern, daß „es einem keine geringe Eröglichkeit schafft, sondern sehr ammuthig, lustig und seltsam vorkommt, in diesem Lande einen solchen Wald anzutreffen, weil sonst das gemeine und gewöhnliche Holz allhier in Pomeranzen, Citronen, Mandel, Margaron oder Granatäpfel, Oliven, Maulbeeren und anderen dergleichen fruchtbaren Bäumen besteht. Denn von wilden Bäumen habe keine erblickt, ohn allein in diesem Walde“.

In Lyon blieb unser Gelehrte nahezu zwei Jahre und widmete sich dem Studium der historischen Wissenschaften und vorzüglich der Archäologie, nebenbei Naturhistorie und im Sinne seiner Zeit auch Magie und Alchemie betreibend, doch nur aus Curiosität, um es kennen zu lernen. Hier machte er die Bekanntschaft eines Naturkundigen, Monsieur Henry Garbusat, dem er, in die Heimat zurückgekehrt, zahlreiche „Versteinerungen“ (wie sie selbst in der nächsten Umgebung seines väterlichen Schlosses Gallenegg vorkommen) zusandte.

Während seines Aufenthaltes in Frankreich besuchte Balvasor auch die Höhle bei Tours, „les caves goutières“ genannt, in welcher er Tropffsteingestalten, ähnlich diesen und jenen Früchten (z. B. Nüssen), oder Nadeln und dergleichen fand, die mit den Gebilden in der Grotte bei Kropf (in Oberfrain) die meiste Ähnlichkeit hätten.

Die Rückkehr von dieser großen Reise und vom längeren Aufenthalte in Frankreich, in dessen Hauptstadt ihm u. a. auch der „Wahrhager Spiegel eines französischen Herzogs“ gezeigt worden, nahm er 1672 über Deutschland, die Schweiz — er besuchte auch den Rheinfluss bei Schaffhausen — und über Italien.



Vermählung. — Ankauf von Schloß Wagensberg. — Familie. — Beginn der literarischen Thätigkeit.

Raum heimgekehrt, geht Balvasor, jetzt im 31. Lebensjahre stehend, daran, den eigenen Herd zu gründen; er wählt sich eine Lebensgefährtin und kauft ein eigenes Schloß, da nach dem Tode der Mutter der älteste Bruder Karl das väterliche Schloß Gallenegg „an sich erhandelt“ und den Geschwistern ihren Theil hinausgegeben.

Aus dem unweit Littai (in Unterfrain) gelegenen Schlosse Slatenegg, einer malerisch inmitten von Grün gelegenen Besitzung, heute Eigenthum des Generalmajors Hugo Fürsten zu Windisch-Grätz, holt sich Balvasor seine Gemahlin Anna Rosina Grafenweger von Grafenau. Das Copulationsbuch von St. Martin bei Littai verzeichnet diese Eheschließung zum 10. Juli 1672 mit den Worten: „Copulatus est Illustrissimus Dominus, Dominus Joannes Weithardus Valuasor de Gollenekh cum sua sponsa Illustrissima Domicella Anna Rosina nata Groffenbegerin de Graffenau.“¹⁾

Wenige Wochen später erwirbt er käuflich von dem bisherigen Besitzer Franz Albrecht Freiherrn von Rhaisell (27. September 1672)

¹⁾ Liber copulatorum. Ab anno 1660—1720. Pfarrarchiv.

das hochromantisch gelegene Wald- und Bergschloß Wagensberg unweit Littai — heute gleichfalls im Besitze des Fürsten Hugo zu Windisch-Grätz.

Lage und Beschaffenheit dieses noch heute dank der Pietät des hochherzigen gegenwärtigen Besitzers die Arbeitsstube Balvasors weisenden Schlosses schildert der einstige Besitzer, unser Freiherr von Balvasor, in seiner „Ehre des Herzogthums Krain“ in der das „Schlößerbuch“ schlechweg geheißenen Abtheilung¹⁾ in nachstehender charakteristischen Weise: „Dieses Schloß ist noch eines von denen alten Bergschlößern, auf einem hohen Berge mitten in Wäldern erbaut; hat ein weites Aussehen (Aussicht) auf das hohe Schneegebirge gegen Kärnthn (die Karawanken) und Steiermark (Steiner oder Sulzbacher Alpen²⁾), einen frisch-gesunden Luft; zwar keine Ebene, doch Baufelder auf dem Gebirge und überaus köstliches Obst verschiedener Arten, Kirschn, deren vier bis fünff auf einem Stiel, und nächst dabey das Weingebirge; unfern vom Schloß auch einen schönen schwarz- und gelben Marmelstein.“ „Obwol dieses Schloß aber hoch ist doch nächst dabey ein Quellbrunn, so im Sommer eiskalt, überdas auch ein Fischteich sonstn aber gar nichts Ebnes; sondern hingegen alles abhängig.“

Wir werden weiter unten zeigen, welch ein trautes Gelehrtenheim sich Balvasor hier einzurichten verstanden, „ein Museum“, wie man im Sprachgebrauche jener Tage es nannte. Vorerst nahm er bauliche Herstellungen vor die Hand, er ließ einen ohnedies bereits tiefen Schloßbrunnen noch mehr vertiefen und auch aus einem Weinkeller „durch die grausamsten Felsen“ stoffelweise einen Gang bis zu dem Grunde eines Brunnens legen, „auch dajelbst unten ein kleines Gewelbe oder Keller aufführen, der im Sommer überaus kalt und angenehm“ — zur Aufbewahrung von Fleisch und Delicateffen, sügen wir bei, deren ganz besonderer Freund unser Freiherr gewesen.

Wie er so und im allgemeinen für die leiblichen Bedürfnisse seines Hausstandes wohl vorsorgte, so sorgte der neue Schloßherr auch für das geistliche Wohl seiner selbst und seiner Hausgenossen. „Überdas hab ich,“ setzt er in seiner Schilderung von Wagensberg bei, „in dem Schloß eine Kapelle Unserer Lieben Frauen mit dem Jesuskindslein und der Flucht in Egypten zurichten lassen.“

¹⁾ Band III, Buch XI, S. 619.

²⁾ Nach Prof. Frischauf in Graz auch „Samnthaler Alpen“.

Zu seinen Unterthanen stand er in jenem Verhältnisse, das allezeit den Gebildeten im Verkehre mit den Tiefstehenden auszeichnet, in dem Verhältnisse leutseliger Herablassung, bei ihm noch speciell verschönt durch echt christliche Nächstenliebe, wie dies aus mehrfachen Stellen in seinem Hauptwerke selbst zu entnehmen oder zwischen den Zeilen zu lesen. Als ein Beleg dafür mag übrigens auch angesehen werden, daß wir sowohl ihn als seine Gemahlin wiederholt in den Taufmatriken der Pfarre St. Martin bei Vittai als Taufzeugen bei Kindern des Bauernstandes seiner Schloßsumgebung angeführt finden.

Seinen Pfarrort St. Martin schildert Balvasor in recht anschaulicher Art,¹⁾ indem er hervorhebt, daß dieses Dorf in einem lust- und fruchtreichen Boden nicht weit von der Save gelegen und von mehr als 100 Einwohnern, alle in kleine Häuslein zertheilt, bewohnt sei, darunter viele „Sämer“ (Frachtfuhrleute) und allerlei Handwerksleute, „die Einem ausarbeiten, was man verlangt“, besonders viele Lederer, die schwarzes Leder bereiten. Dann fügt er bei: „So findet man gleichfalls ziemlich viel Wirthshäuser darin und zwar in dem Jahr, da ich diese Topographiam aufführ (um 1687) 18 derselben; denn diesen Leuten,“ bemerkt er lakonisch hinzu, „schmeckt der Wein viel besser als das Wasser. Wiewol sie dennoch die Fische, so aus dem Wasser kommen solieb haben, daß kein Fischwasser vor ihnen Etlichen ruhig verbleiben kann. Scheinen also diese Fisch-Mächer das Sprichwort: Piscis in tertia aqua venenum, der Fisch ist im dritten Wasser ein Gift, zu scheuen, daher sie ihn lieber bey sich in Wein als in Wasser schwimmen lassen.“

Doch kehren wir von dem kurzen Abstecher nach St. Martin auf das Bergschloß Wagensberg zurück

Nachdem Anna Rosina Balvasorin ihren Ehegemahl vorerst mit vier Töchtern beschenkt, Marie Sidonie (geb. 1674, † 1676), Maximilla Cordula (geb. 1675, † 1677), Anna Theresia (geb. 1677, † 1681) und Johanna (geb. 1678 11. Juni), gebar sie ihm am 25. September 1679 den ersten Sohn. Dieser ward aber entgegen dem sonstigen auch auf Schlössern meist eingehaltene Landgebrauche der Vollziehung des Taufactes am Geburtstage selbst erst nach einer Woche zur heiligen Taufe gebracht, denn wir finden erst zum 2. October 1679 in der Matrikel der Pfarre St. Martin mit einem Notabene versehen die Notiz, daß am genannten Tage der

¹⁾ „Ehre des Herzogthums Krain“, Band I, Buch II, S. 181.

eheliche Sohn des Herrn Johann Weikhard Balvasor und der Mutter Frau Anna, geb. von Grassenweger, auf den Namen Wolfgang Weikhard getauft worden; als Taufpathen fungierten Herr Ferdinand von Grassenweger und Frau Katharina Freiin von Khajzell; den Taufact vollzog der Pfarrer von St. Martin selbst, Herr Georg Andreas Schiffner.¹⁾

Zu den bereits genannten fünf Kindern, von denen, wie angedeutet, die drei ersten im zartesten Alter von zwei und drei Jahren wieder heimgegangen, erhielt Balvasor von dieser seiner (ersten) Frau im Laufe der nächsten Jahre noch vier Kinder und zwar durchwegs Knaben: Johann Gottlieb (geb. 1681, † 1687), Johann Ludwig (geb. 1683), Johann Wolf Engelbrecht (geb. 1684), Franz Josef (geb. 1686, † 1687).

In die Tage von Balvasors jungem ehelichen Glück fiel nun seine erste Beschäftigung mit der genauen Erforschung der geliebten Heimat, von der man, wie er auf seinen weiten Reisen wahrgenommen, auswärts so gar keine Kenntniss hatte, sein erstes systematisches Sammeln von Materialien zu einer Darstellung des Landes Krain in Wort und Bild.

Er hatte es mit vielem Schmerze wahrgenommen, „wie unter so vielen Schriften, welche die gelehrte Welt erfüllen, bis an diesen Tag keine erschienen, welche die Städte, Märkte, Klöster und Schlösser dieses Herzogthums recht kundbar gemacht hätten, als wäre dieses preisgelobte Herzogthum ein kleiner, schlechter, unbeträchtlicher Winkel der europäischen Erde, gänzlich von lustbaren Städten und prächtigen Schlössern leer und also anderen Ländern nicht gleich schätzbar“. „Damit aber,“ fährt er in der diesbezüglichen Motivierung für die Herausgabe seines Werkes fort, „diese iredende Meinung abgethan würde, habe ich für höchstnöthig erachtet, dem geneigten und curiösen Leser nicht nur eine Beschreibung dieses trefflichen Herzogthums und der darin liegenden Örter einzuhändigen, sondern auch sogar deren Abrisse, welche meine eigene Hand zufolge der wahren Ortsgelegenheit (genau nach der Lage des Ortes) selbst abgezeichnet, zu überreichen, auf daß weltkundig werden möge, es sei dieses der österreichischen Beherrschung untergebene Herzogthum ebenso preisbar, als wol manche andere, wo nicht gar in vielen Stücken köstlicher.“

Bis zum Erscheinen des Hauptwerkes „Die Ehre des Herzogthums Krain“ (1689) gab es jedoch für unseren sein Thema sehr genau

¹⁾ Liber Baptizatorum, Pfarrarchiv.

nehmenden Gelehrten und Forscher noch gar viel Mühe und Arbeit, und wie die großen Dombaumeister des Mittelalters ihren kolossalen Schöpfungen kleine Meisterwerke gleichsam als Cartons vorausschickten, so hat auch unser Freiherr von Walbajor, nachdem er genugsam Material für das ursprünglich ins Auge gefasste „Schlöfferbuch“ von Krain aufgebracht, ein kleineres Werk über Krain dem Hauptwerke vorausgeschickt, gleichwie er, angeregt durch das Gelingen dieses kleineren Werkes über die engere Heimat Krain, auch ein solches über das schöne blaugrüne Nachbarland Kärnten einer eingehenderen Topographie dieses letzteren vorausgehen ließ, desgleichen noch ein paar andere Kupferwerke u. dgl., worauf wir im Verlauf noch zu sprechen kommen.

Wie er auf seinen Reisen im Auslande die eigene Anschauung der Dinge als das Höchste und Beste erkennen gelernt, so hat er dies bei den Vorstudien zu seinen topographischen und historischen Arbeiten über Krain und Kärnten selbst geübt.

Er hat vornehmlich das Land Krain etlichemale kreuz und quer durchzogen — in Oberkrain war er wohl am öftesten, im Nßlinger Boden allein an die dreißigmale — und hat sich so „die Gelegenheit (Lage) des lieben Vaterlandes ziemlich bekant gemacht“. „Maßen ich selber,“ wie er sich ausdrückt, „alle Städte, Märkt, Klöster und Schlöffer abgezeichnet, auch daneben überall das Land mit meinem Viatorio und Astrolabio (oder Sternnetz) abgemessen.“¹⁾



Sammlungen. — Einrichtung des Kupferstichtateliers. — Ausgabe der ersten Werke. — Aufruf für die „Ehre des Herzogthums Crain“.

Mit der ganzen Bescheidenheit, die dem trefflichen, geistvollen Manne zueigen gewesen, stellt er in der früher angezogenen Beschreibung seines Schlosses Wagensberg das Licht seiner Sammlungen, die er daselbst im Laufe der Jahre zur Aufstellung gebracht, unter den Scheffel. Nach Anführung der von ihm, wie schon erwähnt, im Schlosse errichteten Kapelle und der Erwähnung eines vorhandenen hohen runden Thurmes, „auf welchen öfters der Donner seine Streiche losfeilet“, sagt er wörtlich: „Sonst wird es (das Schloß) wenig Schauwürdiges oder Sonderbares darstellen können; es mögten dann meine

¹⁾ „Die Mitte des Landes ist Obloth, dessen Seitenstand (latitudo) 45^o 58 Min. Oststand oder die Länge (longitudo) 35^o 43 Min. hält. Maßen ich durch selbst eigene Abmessung habe observirt“ (Band I, Buch II, S. 99.).

mathematischen Instrumente bei den Liebhabern solcher Sachen oder meine kleine Bibliothek von einem höflichen Auge eines Blickes würdig geachtet werden nebst einigen anderen Sachen."

Nun wissen wir aber, abgesehen davon, daß Balvasors Mitarbeiter an der „Ehre des Herzogthums Krain“, der fürstlich Hohenlohe'sche Rath Erasmus Francisci, in einer Anmerkung Umfang und Bedeutung sowohl der mathematischen Instrumentensammlung als der Bibliothek „des Herrn Hauptauthors“ genügend illustriert, aus den noch heute in der fürsterzbischöflichen Bibliothek zu Agram, wohin Balvasor seine Büchersammlung 1692 verkauft hat, vorhandenen, durch das eingeklebte Bücherzeichen mit dem Balvasor'schen Wappen als sein einstiges Eigenthum nachweisbaren Beständen, daß die angeblich „kleine Bibliothek“ unseres krainischen Gelehrten und Forschers in die Tausende und Tausende von Bänden der gediegensten und heute seltensten Werke in lateinischer, deutscher, französischer, italienischer, spanischer und slavischer¹⁾ Sprache, „bezogen von den fürnehmsten Buchführern in Nürnberg und Frankfurt“, sowie zahlreiche wertvolle Manuscripte und als ganz besondere Specialität eine eigenartige Sammlung von ungefähr 9000 Holzschnitten, Kupferstichen und Handzeichnungen hervorragender Meister aller Länder umfaßt hat, welche letztgenannte Collection gegenwärtig eine Gemälsammlung der fürsterzbischöflichen Bibliothek bildet.

Außer der, wie man aus diesen kurzen Andeutungen schon entnehmen kann, durchaus nicht kleinen Bibliothek und dem sogenannten „mathematischen Cabinet“ das Instrumente in sich barg, „dergleichen“, nach Francisci's Versicherung, „anderswo nicht allein in Krain sondern auch in vielen anderen Ländern schwerlich viele werden anzutreffen sein“, besaß Freiherr von Balvasor in seinem „Museum“ auf Schloß Wagensberg auch eine reiche Münzsammlung, die er zum meist durch zufällige Ausgrabungen aus dem „classischen Boden Krains“ erworben. So lesen wir,²⁾ um nur einen Fall herauszuheben, bei Besprechung des Dorfes Sedj zwischen Podpec und Franz am Trojanerberg (an der Grenze von Krain und Untersteiermark) bei Entwicklung der Annahme, daß hier in der Nähe eine große Niederlassung der alten Paphier bestanden, „massen überaus viel heidnisch Geld noch

¹⁾ Bei Erwähnung von Werken mit glagolitischer Schrift sagt Balvasor („Ehre des Herzogthums Krain“, Band II, Buch V, S. 272): „Wie ich dann selber etliche Bücher habe, so mit dieser Schrift gedruckt seynd.“

²⁾ Band I, Buch II, S. 124.

allhie in der Erden gefunden wird, wovon ich selbst etlich tausend Stücke von den Bauern eingehandelt". Und derartige Bemerkungen von Münz- und anderen archäologischen Funden, die ihm zugekommen, finden sich in der Topographie der „Ehre des Herzogthums Crain“ sowie an anderen Stellen des Werkes wiederholt vor. Aus dem überreichen Vorrathe seiner Münzsammlung theilte er nach eigener Angabe einem Sammler in Deutschland allein eine Suite von Tausenden von Stücken mit.

Ihm, der das Land kreuz und quer zu Forschungszwecken durchwanderte, kamen selbstredend auf diesen seinen „Fahrten“, besser gesagt „Ritten“, denn Balvasor machte seine Excursionen im Lande, meist von einem Diener begleitet, zu Pferde, eine Menge archäologischer Gegenstände in den Wurf; so erzählt er z. B. von dem Orte Treffen (in Unterfrain): „Bei diesem Treffen trifft man viel Antiquitäten an, als ausgehobene Steine, heidnische Gräber, und Münzen. Mir ist selbst eine irdene heidnische Lampe so man in einem Grabe gefunden zu Theil worden. Ich habe gleichfalls eine heidnische Spornadel (Sibula) von Messing (Bronze) so überaus groß und herrlich gemacht, bekommen, welches gleichfalls allhie in einem heidnischen Begräbniße angetroffen worden.“¹⁾

So scheint also unser Freiherr auf Schloß Wagensberg auch schon eine Sammlung prähistorischer Funde besessen zu haben, wenn gleich diese wohl nicht umfangreich gewesen und nur gleich der Münzsammlung auf zufälligen Erwerbungen gegründet sein mochte.

Auch „Naturraritäten“ vereinigte das Museum Balvasors in sich, so eine Reihe von Versteinerungen von Muscheln u. s. w., wie sie in den Alpen selbst der nächsten Umgebung der Balvasor'schen Schlösser gefunden werden.

Aber nicht so sehr durch diese Sammlungen, so ansehnlich die erstgenannten derselben und so gewählt sie immerhin gewesen, erregte das Museum auf Schloß Wagensberg im Lande Krain, in dessen Hauptstadt Laibach um dieselbe Zeit der große Kunstmäcen Landeshauptmann Wolf Engelbert Graf von Auersperg eine noch heute als Muster einer Cavaliersbibliothek des 17. Jahrhunderts geltende Büchersammlung eingerichtet, Aufsehen und ward es nach außen hin bekannt, als durch eine hervorragende, die Kunst an sich fördernde Einrichtung, die Balvasor wohl in erster Linie zur Herstellung seiner vorhabenden

¹⁾ Band I, Buch II, S. 183.

topographischen Werke auf seinem Schlosse getroffen, nämlich durch das daselbst von ihm geschaffene Kupferstichatelier.

Er berichtet hierüber in der, wo es seine eigene Person betrifft, stereotyp höchst lakonischen Weise: „Ich bin auch, ohne Ruhm zu sagen, der erste gewesen, der in dieses Hochlöbliche Herzogthum Crain die Kupfer-Druckerey eingeführt. Ja ich habe hier, in Wagensberg, im 1678 Jahr selbst ein solches Werk aufgerichtet und etliche Zahre Kupferstecher und Drucker bey mir im Schloß unterhalten.“¹⁾

(Fortsetzung folgt.)



Die Freiherren von Teuffenbach in Steiermark.

Mit zwei Wappenabbildungen.

Von Friedrich Marx,

k. k. Oberst i. R.

Graz.

(Schluß.)

Herzog Maximilian von Bayern empfahl dem Kaiser Ferdinand II. insbesondere den Generalfeldwachtmeister von Teuffenbach, den Marschall Spinelli und den Grafen Wilhelm Verdugo als diejenigen, welche in der Schlacht vor allen sich auszeichneten.

Nun rückte Teuffenbach mit einem Armeecorps vor Sglau, brachte die Stadt zur Unterwerfung (am 12. December 1620) und betheiligte sich bei der weiteren Pacificierung Mährens.

Im folgenden Jahre stand der General, der bereits die Würde eines bei jeder Armee nur einmal vorkommenden Obrist-zeugmeisters bekleidete, wieder in Ungarn gegen Bethlen Gabor im Felde. Mit welch eiserner Strenge Rudolf die Disciplin aufrecht erhielt, zeigt die Episode bei Neuhäusel. Nachdem bei dem Überfalle am 16. Juli 1621 General Buquoy von seinen wegen Soldrückständen unzufriedenen Söldnern verlassen und mit 16 Wunden bedeckt gefallen war, übernahm Teuffenbach den Oberbefehl, trat als oberster Befehlshaber in den Kreis der murrenden Meuterer, forderte den Häufelsführer vor und schoß ihn nach einer kurzen niedererschmetternden Rede mit seiner eigenen Gürtelpistole vor aller Augen nieder. Dieses Mittel beendete die drohende Söldneremeute mit einem Schlage, Neuhäusel ward von

¹⁾ Band III, Buch XI, S. 620.

denselben Söldnern mit ausharrender Tapferkeit und kaltem Muthе vertheidigt.

Auf dem Landtag 1622 wurde im 79. Gesetzartikel Rudolf Freiherrn von Teuffenbach das ungarische Indigenat verliehen. In demselben Jahre schoß er zur Bezahlung der Belagerungstruppen bei Glaz 100.000 fl. vor, wofür ihm ansehnliche Bürgschaft geleistet wurde.

Bis zu dieser Zeit war Teuffenbach dem protestantischen Glauben seines Vaters getreu geblieben, im Jahre 1623 kehrte er jedoch ohne fremden Einfluß in den Schoß der katholischen Kirche zurück, deren überzeugter und eifriger Anhänger er bis zu seinem Tode blieb. „Ich würde den Scheitel Deines Hauptes küssen, wäre ich gegenwärtig,“ schrieb ihm der hierüber hocherfreute Kaiser, der ihn zu diesem Schritte beglückwünschte, auch nach erhaltener Nachricht ausgerufen haben soll, Rudolfs Bekehrung freue ihn mehr als eine gewonnene Schlacht, ein für die katholische Gesinnung des Fürsten wie für die Hochschätzung, in welcher Teuffenbach bei ihm gestanden, wahrhaft bezeichnendes kaiserliches Wort.

Das spätere Wirken des berühmten Kriegshelden bewies auch, daß sein Glaubenswechsel keineswegs leere Förmlichkeit, ein Werben um die Gunst des Hofes, sondern aus der Erfahrung eines vielbewegten Lebens, aus der Betrachtung der öffentlichen Zustände sowie aus dem frommen Gemüthe eines Mannes hervorgegangen war, der dem Tode hundertmal furchtlos ins Auge geblickt und durch seine späteren Großthaten als Wohlthäter im großen Stile, Gründer und Stifter bewiesen hat, welch gottbegnadetes, edel und menschlich fühlendes Herz in Rudolfs Brust gegen den Panzer schlug.

Als Katholik war er 1625 dem bei Zurückführung der Stadt Sglau in den Schoß der katholischen Kirche persönlich einschreitenden Cardinal Dietrichstein behilflich, indem er dabei sieben Fähnlein Soldaten befehligte.

Inzwischen hatte Bethlen Gábor in Ungarn immer mehr Boden gewonnen, und bereits forderte seine Vorhut Tyrnau zur Übergabe auf. Die Stadt verweigerte dieselbe, weil Teuffenbach mit 2000 deutschen Söldnern im Anzuge war. Dieser aber wurde auf den mit starker Mauer umgebenen Kirchhof von Bogdanóc zurückgedrängt und nach tapferster Gegenwehr zur Unterwerfung gezwungen, worauf auch Tyrnau sich in sein Schicksal fügte.

In demselben Jahre trat Teuffenbach in die neugebildete Armada Wallensteins, mit dessen Namen der seine nun eng verbunden blieb.

Rudolf unterstützte den Friedländer im Kampfe gegen den Dänenkönig und half ihm bei Wolgast die Dänen schlagen. Vor Stralsund wurde sein Regiment bei einem Ausfalle fast gänzlich aufgerieben und dem Obersten Kehraus im vollen Kürass der rechte Arm abgeschossen, worüber Wallenstein, in Wuth gerathen, den bekannnten vermessenem Fluch that. Das Regiment Teuffenbachs konnte erst 1632 neu aufgestellt werden, bei welcher Gelegenheit es seine Ausrüstung aus den städtischen Zeughäusern von Krems erhielt, da die kaiserlichen erschöpft waren.

Ein Volkslied aus jener Zeit weiß über die Begebenheit von Stralsund zu sagen:

„Nun ist wol dieses große schand,
 Daß diese hiz'ge Stirne
 Wallstein sich nendt von Friedeland,
 Und ist zu schwach im G'hirne,
 Daß er so Zach (nahm) von Tieffenbach
 Seine allerbesten Solbaten,
 Daß sie den todt mit schand und spott
 Für ihre Vente hatten.“

Nach der Absezung des Friedländers wurde der 1626 zum Obrist-Land- und Hauszeugmeister in Ungarn, Böhmen, Osterreich, Mähren und Schlesien, im Jahre 1631 zum Feldmarschall ernannte Freiherr Rudolf von Teuffenbach dem Heere Tillys beigeordnet. Er eroberte Frankfurt an der Oder und hielt die Stadt so lange, bis der Schwedenkönig Gustav Adolf sich derselben durch Überfall bemächtigte und mit seiner Übermacht Teuffenbach zum Rückzug nach Glogau zwang. Teuffenbach hatte das Commando in Frankfurt an der Oder erst kurz vor der Einnahme der Stadt durch den Schwedenkönig übernommen, welche nach aller Wahrscheinlichkeit Verrath demselben in die Hände spielte. Die Schlacht bei Breitenfeld machte dieser nicht mit, da er zu derselben Zeit einen Streifzug in die sursächsischen Lande unternommen und die unter Arnim in Böhmen eingedrungenen Sachsen zu vertreiben hatte.

In der Krise, welche in dieser Zeit für die kaiserlichen Waffen erwuchs, war Teuffenbach scharfblickend genug, auf die abermalige Einsezung des grollenden Wallenstein zu dringen. Schon am 28. September 1631 hatte der Feldmarschall dem Kaiser in einem Schreiben die Nothwendigkeit der Ernennung eines Kriegshauptes vorgestellt, „welches die ganze Maschine aller Orten zu regieren fähig und mächtig sei“. Wen er hierunter verstand, konnte keinem Zweifel unterliegen.

Einige Monate früher wurde von der Versammlung zu Dinkelsbühl im Mai 1631, da man Tilly für das Commando der Bundesarmee für unentbehrlich hielt, dem Kaiser Ferdinand II. der Feldmarschall Rudolf Freiherr von Teuffenbach für die Übernahme des Oberbefehles über die kaiserliche Kriegsmacht als geeignet bezeichnet.

Hingegen sagte aber auch Teuffenbach der ersten einer sich von Wallenstein los, als ihm dessen Benehmen verdächtig erschien.

Sein leidender Zustand verhinderte ihn, an den ferneren Kriegsoperationen theilzunehmen. Nach Wallensteins Tode begleitete er Kaiser Ferdinand nach Böhmen und wohnte im Gefolge des Königs Ferdinand III. 1634 der Schlacht von Nördlingen bei. Für seine treuen Dienste erhielt er in diesem Jahre das für jene Zeit bedeutende Ehrengeschenk von 200.000 Gulden und vier Jahre darauf das höchste Ehrenzeichen des habsburgischen Hauses, das goldene Vließ. Aus den zahlreichen Kämpfen, in denen es bis zum Handgemenge kam, schritt Teuffenbach, der keine Gefahr scheute, und wo es am heißesten herging, zu sehen war, stets unverwundet hervor; ja beim Überfall auf Bilsen, 25. August 1619, fiengen seine in der Tasche zusammengeballten Handschuhe die tödliche Kugel auf.

Nach der Schlacht bei Nördlingen kämpfte zwar sein Regiment noch im kaiserlichen Heere; er selbst aber, durch die vielen Kriegszüge nach einem fast vierzigjährigen Dienste im Kriegslager in seiner Gesundheit schwer erschüttert, wirkte fortan nur mehr im Rathe seines Monarchen als geheimer und Kriegsrath, als Vermittler und Diplomat. Im Jahre 1644 besuchte er den Convent in Tyrnau und verhandelte nebst Questenberg und dem Palatin Eszterházy den Frieden mit dem Siebenbürger Fürsten Georg Rákóczy. Noch 1646 bis 1647 wirkte er für den Kaiser in Ungarn, bis er endlich im Alter von 68 Jahren am 4. März 1653 sein thatenreiches Leben beschloß.

Rudolf von Teuffenbach war einer der dreizehn Feldmarschalle, welche Kaiser Ferdinand II. ernannte, nach dem österreichischen Hof- und Staatschematismus von 1637 einer der vier Hofkriegsräthe in Wien und noch Ende 1652 Leiter des österreichischen Geschützwesens.

Aber nicht nur als Kriegsheld und Staatsmann hat er ein ehrenvolles Andenken hinterlassen, sondern auch in nicht minder hohem Grade durch seine mit Testament vom 24. Juli 1650 errichteten, von Kaiser Ferdinand III. am 22. August 1650 bestätigten großartigen Stiftungen, welche später in das Theresianum übertragen wurden.

Nachdem er von seinen Gütern und Herrschaften in Böhmen, Mähren und Niederösterreich drei Fideicommissse errichtet, wird der Landesfürst, in Böhmen und Mähren das Landrecht, in Osterreich aber die Landschaft ersucht, „der adeligen Jugend zum Besten ohne sonderbare Einmischung einiges geistlichen Ordens eine Adelige Ritterschul anrichten, und so Viel adeliche katholische Knaben mit einer ihr selbst eigenen geringen Beihilf davon sollen erziehen und erhalten lassen, als der Ertrag mit sich bringet und leiden mag“.

Nach dem Ableben des letzten Fideicommissinhabers ließ Kaiserin Maria Theresia die Stiftung des Freiherrn von Teuffenbach vom 1. Jänner 1764 an in Wirksamkeit treten und verordnete, daß die Stiftsplätze auf die in Wien schon bestehenden adeligen Stiftungen, nämlich das „Collegium Theresianum“, die „Savoyische Akademie“, das „Löwenburgische Convict“ und die „Militär-Ingenieur-Akademie“ vertheilt werden sollen. Unter der Regierung Kaisers Franz I. wurde nach manchen Wandlungen die Teuffenbach'sche Stiftung gänzlich in die k. k. Theresianische Ritterakademie übertragen, in welcher die Zahl der Teuffenbach'schen Stiftsplätze für Niederösterreich und Mähren sich derzeit auf 42 beläuft.

Außerdem verordnete er, daß von seinem Vermögen 20.000 Gulden zu nehmen seien, deren Interessen ein Jahr zur Auslösung der in der Türkei gefangenen Christen, das zweite Jahr zur Bethheilung von Hausarmen mit je fünfzehn Gulden und das dritte Jahr für arme verwaiste Mädchen zu Heiratsaussteuern von je vierzig Gulden verwendet werden sollen. Er war ferner der großmüthige Stifter eines Spitals und des Franciscanerklosters mit der prächtigen Kirche zu Bistersdorf in Niederösterreich und verpflichtete seine Witwe im Testamente, in seiner Stadt Gitschin ein Kloster für die Kapuziner und in seinem Markte Paska ein solches für die Franciscaner zu erbauen.

Rudolf bekleidete die Würde eines „Hofgrafen“, Palatinus, eine der höchsten, die damals verliehen wurden, ebenso die sehr seltene Würde eines „unwirklichen Kämmerers“, welcher vor allen wirklichen Kämmerern den Vortritt hatte. Letztere Würde wurde bald aufgehoben. Rudolf von Teuffenbach prägte auch eigene Münzen.

Von seinem Grafentitel machte der Feldmarschall nie Gebrauch, wurde aber als solcher vom Cardinal Grafen Harrach (Urkunde CCCCXVI bei Brandl) tituliert und in gleichzeitigen Chroniken oft Graf Tiefenbach oder Teuffenbach genannt.

Sein voller Titel lautet in einem Originaldiplome ddo. Wien 2. Mai 1649:

„Ich Rudolph Freiherr von Teuffenbach zu Mayerhoffen, Herr auf Dhürnholz, Zizersdorff, Dhürnkhrut, Anger, Ebenthal, Höfflein, Rhumburg und Aulowitz, Bitschan und der Bürckh, Eichhorn, Ritter des Goldenen Vlieses, Römisch. kaij. Majestät wirklich Geheimber Rath, Cammerer, Feldmarschall und General Obrister Landt: und Hauß Zeugmaister, auch bestelter Obrister zu Fuesß.“

Kaiser Ferdinand II. hatte ihm nämlich das mit dem großen Palatinat verbundene Privilegium ertheilt, daß, wie es im Diplome heißt, „Ich Ehrlichen, redlichen Leuthen, die Ich deßen Würdig zu sein erachten werde, einem Jeden nach seinem Standt und Wesen Zeichen, Wappen und Kleinodt, mit Schildt und Helmb geben und verleihen khönne“. Von diesem Rechte hat Rudolf im Diplome Gebrauch gemacht und einem „Thomas Wolff, in Cölln am Rhein gebiertig“, sowie deßen Gebrüdern und Erben Wappen und Kleinod verliehen.

Rudolf von Teuffenbach war zweimal vermählt, zuerst mit Anna Katharina von Katkay und nach deren 1641 erfolgtem Tode mit Eva Elisabeth, geb. von Sternberg, verwitweten Gräfin Althann, Tochter des berühmten böhmischen Oberstburggrafen Adam von Sternberg. Durch seine Stieftochter, welche den Grafen Collalto ehelichte, sind die Teuffenbach'schen Familienurkunden auf das Schloß Pirnitz gekommen, wo sie sich noch gegenwärtig befinden und von Brandl geordnet und veröffentlicht wurden.

Über Rudolfs aus seiner ersten Ehe stammenden Sohn Georg, vermählt mit Katharina Bánffy-Lindra, und deßen Sohn Andreas, vermählt mit Anna Konczky, fehlen alle näheren Nachrichten; doch scheinen mit Rücksicht auf den Wortlaut seines Testamentes ihm beide im Tode vorangegangen zu sein, so daß mit Rudolf die Linie Teuffenbach zu Mayrhofen erlosch.

13. Friedrich, geb. 1585, enthauptet zu Innsbruck am 27. Mai 1621, ein Sohn Christophs, der jüngere Bruder des Feldmarschalls Rudolf von Teuffenbach, fand nach einem bewegten Leben ein frühes, hochtragisches Ende. Gleich seinen Brüdern Rudolf und Wolfgang Siegmund half er dem bedrängten Kaiser Rudolf mit Geld aus, und zwar ließ er ihm unter Bürgschaft der Städte Olmütz, Brünn, Znaim und Iglau 60.000 Gulden. Wie seine Brüder trat er auf dem Olmüzer Dreiköniglandrechte 1610, des böhmischen Idioms nicht mächtig, in deutscher Sprache, deren er aber nur für dieses einmal sich bedienen durfte, mit allem Nachdruck dafür ein, die Oesterreicher, welche auch die Entfernung des Cardinals Khlesl

und die Änderung der Mitglieder des geheimen Rathes anstrebten, in ihren Forderungen bei König Matthias zu unterstützen. Schon im Jahre 1608 hatte Friedrich von Teuffenbach dem damaligen Erzherzog Matthias mit 500 Reitern das Geleite nach Böhmen gegeben. Mit seinem Bruder Rudolf und Georg Grafen von Hodiž zählte er 1611 zu den Führern der 4000 mährischen Söldner, welche mit 7000 österreichischen gegen Kaiser Rudolf II. und die in Böhmen eingefallenen Passauer zogen.

Im Jahre 1612 begleitete er als Kämmerer den Kaiser Matthias zur Krönung nach Frankfurt, wo er von diesem wegen seiner besonderen Tapferkeit zum Ritter mit dem goldenen Sporn geschlagen wurde. Aus dem ganzen Reiche — Deutschland und Oesterreich — wurden nur 24 der hervorragendsten Edelleute dieser hohen Auszeichnung theilhaftig.

Mit dem hochberühmten Karl Herrn von Zierotin, dem Schwiegervater seines Bruders Wolfgang Siegmund, im brieflichen Verkehr, theilte er ihm mit, wie unzufrieden die zur Rebellion immer mehr neigenden a katholischen Stände der österreichischen Länder mit ihm seien, und warnte ihn, sich nicht wie ein Vögel fangen zu lassen.

Zierotin, der vormalige Landeshauptmann von Mähren, beim Kaiser, den Ständen und dem Volke Mährens gleich angesehen, erwiderte ihm, daß er sich reinen Handelns bewußt sei, immer zum Frieden gerathen und allezeit Gott, das gemeine Volk und seine Ehre vor Augen gehabt habe und die Freiheit zu sehr liebe, als daß er sie opfern möchte. Beim Ausbruch der Empörung im Jahre 1619 gehörte Friedrich mit Ladislaus Welen von Zierotin, Wilhelm von Ruppach und Peter Sedlnitzky von Choltitz zu den Häuptern der Aufständischen in Mähren; er ließ dem Lande Geld zur Bezahlung des Rebellenheeres und nährte als einer der Abgesandten, welche Ungarn zu einem Bündnisse mit Mähren bewegen sollten, auf dem ungarischen Landtage 1619 durch Bearbeitung seiner Meinungsgenossen den Zwiespalt, erhielt auch als Erkenntlichkeit für sein rebellisches Gebaren die ungarische Landmannschaft. Als dann Albrecht von Waldstein am 1. Mai 1619 von den mährischen Ständen abfiel und die Landescaffe mit nach Wien führte, wurden Friedrich von Teuffenbach und Welen von Zierotin Oberste der mährischen Truppen, die dem General Dampierre bei Unterwisternitz eine Schlappe beigebracht und diese bald darnach durch einen großen Sieg über Dampierre bei Dürnholz vervollständigt haben.

Sehr anschaulich liest sich der von d'Elvert in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Rebellion, Reformation und des 30jährigen Krieges“ mitgetheilte Bericht Friedrichs von Teuffenbach an seinen Schwager Veit Heinrich Grafen von Thurn über das Treffen bei Wisternitz, wo er mit 4000 Mann gegen 10.000 Dampierres das Feld behauptete. Hierüber sagt eine zeitgenössische Quelle:

„Es ist aber, großgünstigster Leser, dahin gerathen, daß der Einfall (in Mähren) seinen Fortgang ein weg als den andern bekommen, wie denn nunmehr kund und offenbar ist, wie Graf Dampir in das Markgrafenthumb Mehren, dasselbe mit Feuer und Schwert zu verfolgen, über die 10.000 starck eingefallen und selbiges in Grund zu verderben begert, nachdem aber die göttliche Majestät sein Vorhaben nit allein nicht gestattet, sondern auch eine große Straff über ihn verhängt, dann wie nächst vergangenen 26. Julij alten oder 5. Augusti neuen Calenders, Herr Friedrich von Tieffenbach, so nur vierthals Taufend starck gewesen, bei Wisternitz ein Treffen gethan, ihnen über 3000 Mann nider gelegt, 85 Wägen voll verwundet, auch Hertzog Heinrich Julius von Sachsen von empfangenem Schuß, wie zugleich der Rittmeister Crepi oder Cratin und der Ferischer Joican, ein Lothringischer, sampt mehr andern geblieben und daß die Mehriſchen dazu 4 Corneten Reuter, auch ein Fußfähnlein, sampt vielen Bagagi Wägen: Welche mit allerhand Sachen, darunter nicht schlechte Messgewänder, Kirchen Ornat, Silbergeschmeid und sonst anderen Wahren, so sie Hiebevorn an anderen Orten, Kirchen und Klöstern geraubt und in die 400.000 fl. Werth bekommen ist männiglich bekannt.“

Über Dampierres Niederlage bei Dürnholz sagt dieselbe Quelle:

„Den 16. August haben die Mehriſchen abermal ein Treffen mit Graf Dampir gethan, und ihm wiederumb zwölff Hundert erschlagen, er selbst ein tödtlichen Schuß mit einer Silbern Kugel von Herrn Friedrich von Tieffenbach empfangen, die Mehriſchen aber auch in die 400 verlohren u. s. w.“

Als Friedrich von der Pfalz am 4. November 1619 zum Könige von Böhmen gekrönt wurde, wohnte Teuffenbach diesem Acte bei. Für seine rebellische Hilfe belohnten ihn die Stände Mährens mit Überlassung der Olmützer bischöflichen Güter Wischau und Pustimez. Nach der Einnahme von Nikolsburg am 3. Februar 1620, wo er im Schlosse des Cardinals Dietrichstein großen Schaden anrichtete, begab er sich in das Bad Pfeffers in der Schweiz, Heilung für seine durch die Kriegsstrapazen gelähmten Füße suchend. Hier wurde er nach einigen

Tagen auf Betreiben des Erzherzogs Leopold durch die katholischen Cantone Luzern, Schwyz, Unterwalden und Zug gefangen genommen, dann auf Andringen anderer Cantone wieder frei gegeben, später jedoch aufs neue verhaftet und nach Innsbruck gebracht. Dasselbst befand sich Friedrich mehrere Monate in Haft. Als endlich sein Todesurtheil gefällt worden, wurde er am 27. Mai 1621 auf dem Plage der Stadt auf einer hierzu hergerichteten Bühne, wohin er, weil er nicht gehen konnte, auf einem Sessel getragen werden mußte, durch das Schwert hingerichtet, nachdem er, vom Sessel aufgestanden, sich selbst entblüht und, geistlichen Spruch zurückweisend, sein Gebet verrichtet hatte. Der von Kaiser Ferdinand II. ertheilte Befehl zu seiner Begnadigung soll zu spät — man sagt, durch fremde Ränke mit Absicht verzögert — eingetroffen sein. Nicht der Ruhm seiner Ahnen, nicht seine dem Erzherzog Matthias geleisteten Dienste, nicht die hohen Verdienste seines Vaters, des berühmten Türkenjegers, Feldmarschalls Christoph von Teuffenbach, nicht die doch in frischer Erinnerung stehenden Kriegsthaten und Verdienste seines Bruders, des Feldmarschalls Rudolf, nicht sein eigenes ritterlich tapferes Wesen konnten den jungen Helden vor dem Schwerte des Nachrichters erretten. Dagegen hatte an seinem mitschuldigen Schwager, Veit Heinrich Grafen Thurn, die Milde Kaisers Ferdinand II. sich in schönstem Lichte gezeigt, der dem Grafen, als dieser bei einer Ausfahrt der Majestäten nach Ebersdorf im Burghofe um Gnade flehend niedergekniet war, verjöhnt die Hand reichte und ihm seine Güter wiedergab. Friedrich starb unvermählt.

Ein von ihm in der Kirche zu Raasdorf für seine daselbst begrabenen Vorfahren errichtetes bescheidenes Denkmal fand beim Neubaue der Kirche im Jahre 1715 seine Stelle an der Außenseite des Thurmes, wo es sich, ziemlich wohl erhalten, noch heute befindet.

14. Wolfgang Siegmund, gest. 1637, der dritte Sohn des Feldmarschalls Christoph und Bruder des Feldmarschalls Rudolf sowie des enthaupteten Friedrich von Teuffenbach, war zwar mit letzterem ebenfalls in die rebellische Unternehmung der mährischen Stände verwickelt, wenn er auch nicht die Waffen ergriff, sondern sich auf die politische Wirksamkeit zugunsten dieser Bewegung beschränkte. Wegen Theilnahme an der Rebellion verurtheilt, aber begnadigt, wies er laut Hevenhillers Annalen die Begnadigung zurück, weil er sich für unschuldig hielt. Er war des Vaters Nachfolger im Besitze von Dürnholz. Von Haus aus ein reicher Mann, ließ er im Jahre 1601 dem Kaiser Rudolf II. gegen Verbürgung der Städte Gradisch,

Neustadt, Schönberg, Neutitschein und Thaya 30.000 Thaler und im Vereine mit seinen Brüdern gegen Verbürgung der Städte Brünn, Olmütz, Sglau und Znaim 200.000 Gulden. Von Katharina Mezericka von Lomnitz kaufte er um 220.000 Gulden die mährischen Herrschaften und Güter Samnitz, Sarmeritz, Ratiboritz, Groß-Nientischitz, Eichhorn und Ričan, dieselben theilweise zwischen 1612 und 1618 wieder folgendermaßen veräußernd. Im letztgenannten Jahre brachte er das Städtchen Unter-Dannowitz sowie den Zapfenteich bei Dürnholz käuflich an sich. Die Güter Eichhorn und Ričan vererbte er auf seinen Bruder Rudolf.

Siegmund war mit Bohunka Freilin von Zierotin, verwitweten Hinko von Urbna, der Tochter des schon erwähnten berühmten mährischen Landeshauptmannes Karl Freiherrn von Zierotin, vermählt und dadurch mit Wallenstein verwandt. Auf des bei seinem Monarchen in hoher Gunst stehenden Zierotin Fürsprache mochte auch die Begnadigung Siegmunds für seine Theilnahme an der aufständischen Bewegung erfolgt sein. Siegmund starb kinderlos.

Von denkwürdigen Frauen der Linie Teuffenbach zu Mayrhofen sind zu nennen:

1. Anna, gest. 1418, Erbtöchter von Eberstein, Witwe Dietrichs von Teuffenbach-Mayrhofen, verheiratete sich zwei Jahre nach dem Tode desselben mit Günther von Herberstein. Diese Eheschließung gab Veranlassung zu einem tragischen Ereignisse, das für seinen Urheber schlimm enden sollte.

Unter den Bewerbern um die Hand der reichen und schönen Witwe war auch Ernst von Lobming, der durch seinen Freund Günther von Herberstein seine Werbung bei der Witwe vorbringen ließ. Als dieser, ein Ritter von edler Gestalt und Sitte, sich seines Auftrages entledigte, erhielt er zwar einen ablehnenden Bescheid, aus welchem jedoch das Bedauern herausklang, daß er nicht selbst um die Dame geworben habe.

Wie freudig Günther auch diese Andeutung entgegennahm, erschrak er doch beim Gedanken eines Treubruches an dem Freunde. Mit sich selbst uneins, verließ er die Burg Annas und verständigte seinen Freund, das ihn selbst betreffende Nähere verschweigend, von der unglücklichen Werbung. Nach einiger Zeit aber trat er selbst in Annas Burg zu Mayrhofen als Brautwerber auf und erhielt ihre freudige Zusage. Er sendet einen Boten mit der Nachricht von seiner Verlobung an den Freund. Doch Anna, daraus Unheil besorgend, fängt den Boten

auf, so daß Ernst von Lobming erst von anderer Seite Kunde von dem Verlöbniß erhielt. Dieser wäht sich schmähtich hintergangen und schwört blutige Rache. Er überfällt mit seiner Rotte die Neuvermählten auf Mayrhofen, tödtet, was sich ihm entgegenstellt, nimmt Günther sowie dessen jungen Neffen Georg von Herberstein und Anna gefangen und schleppt sie nach Eppenstein am Fuße der einsamen Stubalpe, wo er sie einige Monate in unwürdiger Gefangenschaft, voneinander getrennt, schmachten ließ, eine des Humors und der Darstellung Scheffels würdige Situation, welche dem im Thurmverlies an seiner Befreiung verzweifelnden Liebes- und Ehepaare allerdings durchaus tragisch erschienen sein mochte.

Inzwischen waren die Blutsverwandten und Freunde der Ge-
raubten nicht unthätig geblieben, entdeckten endlich ihren Aufenthalt und brachten die Sache vor Herzog Ernst den Eisernen. Als dieser den Lobminger nach Graz vor Gericht lud, um den Gewaltstreich zu untersuchen, da öffnete Lobming das Verlies seiner Gefangenen, warf sich dem Günther zu Füßen, der ihm verzieh und seine Fürbitte bei Herzog Ernst in Aussicht stellte. Am 13. November 1406 schworen die ehemaligen Freunde und wiederversöhnten Gegner vor dem Gericht des Herzogs sich Urfehde. Zwar schenkte dieser auf Annas und Günthers Bitten dem Lobminger Leben und Freiheit; doch wurde der Thurm zu Eppenstein niedgerissen und die Burggräben damit ausgefüllt. Überdies wurde der Name des Lobmingers aus der Adelsliste gestrichen, wie er auch den angerichteten Schaden durch Hingabe des auf 4000 Goldgulden bewerteten Gutes Neuhäusl ersetzen mußte.

Günther von Herberstein ward von Herzog Ernst zum Hauptmann von Mitterburg in Istrien, dann zum Befehlshaber des herzoglichen Schlosses Graz, endlich zum Feldhauptmann ernannt. Mit seinem Vetter Eckhard von Herberstein war er der Held des Tages von Radkersburg (1418), der Innerösterreich von den Türken befreite.

Anna benachtheiligte zugunsten dieses ihres geliebten Gemahls ihre Kinder aus erster Ehe, Hartmann, Agnes, Ursula und Susanna von Teuffenbach, in einer Weise, daß diese von Seite der Mutter völlig enterbt erschienen; doch machte Günther solches Unrecht einigermaßen gut, indem er in seinem Testamente dem Hartmann von Teuffenbach 400 Pfund schenkte, welche dieser ihm schuldete.

Günther starb im Jahre 1421 und wurde nach seiner letztwilligen Verfügung in der jetzt aufgehobenen Minoritenkirche zu Wolsberg an Annas Seite bestattet, die ihm 1418 im Tode vorausgegangen war.

Anna gebar ihm zwei Töchter. Dorothea, vermählt mit Georg Gofz von Rabenstein, war berühmt ob ihrer Kenntniss in der Mechanik und Sternkunde. In der Pfarrkirche zu Wolfsberg wurde eine von ihr verfertigte Kunstuhr gezeigt, welche den vollständigen Kalender, den Wechsel des Mondes und den Lauf der Planeten darstellte. Die zweite Tochter, Elisabeth, war an Moriz Welker, Landeshauptmann in Steiermark, verheiratet.

2. Dorothea, gest. 1595, war eine Tochter des Johannes von Teuffenbach-Mayrhofen aus dessen Ehe mit Martha von Windischgrätz; sie vermählte sich mit dem Freiherrn Konrad von Thannhausen, dem sie mehrere Kinder gebar, darunter die Töchter Sidonie, Dorothea und Eva Rosine, welche sämmtlich glänzende Ehen schlossen. Erstere wurde die Gattin des berühmten Staatsmannes Johann Ulrich Fürsten von Eggenberg (geb. 1568, gest. 1634), der, ein Günstling und Vertrauter Kaisers Ferdinand II., bei diesem in Ungnade fiel, als er die Partei seines Freundes Wallenstein nahm. Die andere Tochter, Dorothea, vermählte sich zuerst mit Georg Hartmann Herrn auf Stubenberg, dem Stifter der jüngeren Linie dieses Geschlechtes, dann mit Paul Jakob Grafen Starhemberg, dem Großvater des berühmten Vertheidigers von Wien, Ernst Rüdigers von Starhemberg, und Führer jener sechzehn protestantischen Abgeordneten, welche am 5. Juni 1619 in Audienz bei Kaiser Ferdinand II. ihre Forderungen und Beschwerden vorbrachten, durch Erscheinen der Dampierre'schen Reiter aber zur Nachgiebigkeit bestimmt wurden. „Hierbei können wir nicht unbemerkt lassen,“ schreibt Wurzbach, „dass die Angabe, nach welcher Andreas von Thonradl die Roheit begangen haben soll, Kaiser Ferdinand am Rockknopfe zu erfassen, auf Unwahrheit beruht.“ — Die dritte Tochter, Eva Rosine, war die Gattin des Hans Christoph Freiherrn von Teuffel, Gesandten an der ottomanischen Pforte und berühmten Orientreisenden seiner Zeit, der seine Wanderungen bis nach Persien ausdehnte.

3. Anna Maria, gest. 21. October 1643, war die einzige Tochter Balthajars von Teuffenbach-Mayrhofen aus dessen Ehe mit Eva Frein von Prankh zu Poppendorf, vermählte sich im Jahre 1630 mit Gustach Rudolf Grafen Althann, und beide sind durch die Heirat ihrer Tochter Maria Magdalena, geb. 1635, gest. 14. September 1712, die Schwiegereltern des Feldmarschalls Wilhelm Anton Grafen Daun, Commandanten von Prag, der 1683 als General bei der Vertheidigung Wiens gegen die Türken

mitwirkte, die Großeltern Ulrichs Grafen Daun, Ritters des goldenen Vlieses, Feldmarschalls, Gouverneurs von Mailand und in den Niederlanden und ehemals Vizekönigs von Neapel (gest. 30. Juli 1741), und die Urgroßeltern Leopold Josef Marias Grafen Daun, des Siegers bei Kolin (18. Juni 1757).

Nachdem der geneigte Leser wie beim Durchschreiten einer Ahnengallerie nun auch die denkwürdigsten Sprossen der Linie Teuffenbach-Mayrhofen mit ihren Thaten und Schicksalen kennen gelernt hat, wird ihm der gemeinsame Familienzug, welcher diese Gestalten mit den hervorragendsten Erscheinungen des obersteirischen älteren und gleich berühmten Geschlechtes verbindet, nicht entgangen sein, wenschon die Frage des gemeinsamen Ursprunges der drei Linien des freiherrlichen Hauses für Zweifler ein noch „ungelöstes historisches Räthsel“ bliebe. Hier und dort die Übereinstimmung des Denkens und des Handelns, dieselbe Thatkraft, der gleiche Heldensinn, der nämliche Drang, im Geiste des jeweiligen Zeitalters für das allgemeine Wohl zu wirken. Aus allen drei Linien gehen Helden, Kriegshauptleute und Feldobriste, gehen Staatsmänner, Rätthe der Fürsten, Burggrafen und Landesverweser hervor, welche auf dem Felde der Ehre Blut und Leben einsetzen oder zum Besten der Fürsten, des Landes und der Monarchie ihr Amt verwalteten und durch persönliches Verdienst den Glanz des ererbten Wappens mehren, wie das der echte Adel soll.

Charakteristisch bleibt es für die Teuffenbach, dass sie nur in Zeiten der Noth bei Hof erschienen, keine Hofwürden bekleideten, bei all ihren Verdiensten keine Erbämter erhielten, sondern als Freunde selbstständigen, unabhängigen Wesens lieber auf ihren Burgen blieben, bis der Ruf des Fürsten oder des bedrängten Landes an sie als Retter in der Noth ergieng. Auch begnügten sie sich mit ihrem einfachen Uradel, waren schon im 13. Jahrhunderte domini — Herren — und blieben es bis auf die Gegenwart, obwohl sie durch Alter und Verdienst sicher mehr Ansprüche auf höheren Adelsrang, auf Titel und Würden gehabt hätten als viele jüngere Adelsgeschlechter, welche reichlich damit begnadet wurden, weil sie dieselben anstrebten, um sich hierdurch ein größeres Ansehen zu geben. Ja, es war, seines vollen Wertes sich bewusst, ein thatensfrohes, tapferes, selbstherrliches Geschlecht von Landedelleuten, die ursprünglich genügsam ihren Kohl bauten, nach ihren Herden, Ländereien, Alpentristen, Weingärten und Wäldern sahen, milde Gutsherren ihrer Unterthanen, fromme Wohlthäter der Kirche,

der Schule und der leidenden Menschheit, aber auch gewaltige Recken, kampfprobt Ritter, schlachtkundige Heerführer abgaben, die, den Blick scharf auf die Angelegenheiten des Landes und die großen Weltthätigkeiten gerichtet, wo es galt, auch einzuspringen bereit waren, bis zuletzt die Eigenart dieses Geschlechtes mit all seinen Vorzügen in Franz, dem ersten Freiherrn der älteren Linie Teuffenbach-Teuffenbach, den Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn Maximilian Ernst und Albin der Linie Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßwegg und in den beiden Feldmarschällen Christoph und Rudolf Freiherrn von Teuffenbach-Mährhofen den glänzendsten Ausdruck fand. Ob ihre Burgen und Schlösser zerfallen oder vom Erdboden hinweggetilgt sind, lebt doch der Name dieser stolzen Söhne der grünen Steiermark, einst von den Osmanen gefürchtet, mit den Fahnen des Kaisers bis an die Nord- und Ostseeküste getragen, in der Geschichte und in der Dichtung fort.

Und so wird, mit Brandls schönem Worte zu schließen, auch die Familiengeschichte der Teuffenbache zur Quelle für die Gau-, Landes- und Volksgeschichte als jene Krystallisationspunkte, von welchen aus die Thätigkeit des einzelnen, immer größere Kreise ziehend, fortschreitet, um als Theil im Geiste und Charakter eines bestimmten Volksganzen am Webestuhle der Zeit, an der Geschichte der großen, in sich einigen Menschheit mitzuarbeiten. Was auch der einzelne schaffen mag, die Resultate seiner Thätigkeit bleiben in letzter Reihe nicht sein, sondern der Menschheit Eigenthum.



Benützte Quellen.

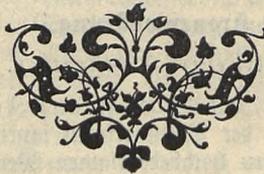
1. Documente und Schriften über die Familie Teuffenbach. Sechzehn Foliohefte Manuscript. Eigenthum des Herrn k. und k. wirklichen geheimen Rathes, Kämmerers, Feldmarschall-Lieutenants 2c. 2c. Albin Reichsfreiherrn von Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßwegg in Salzburg.
2. G. von Wurzbachs Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: „Die Freiherren zu Teuffenbach“, XLIV. Band.
3. Vincenz Brandl: Urkundenbuch der Familie Teuffenbach. Brünn 1867.
4. Christian Ritter d'Elvert: Zur mährisch-schlesischen Adelsgeschichte. LXXXII. „Die Freiherren von Teuffenbach und ihre Stiftung.“
5. Leopold von Beckh-Widmanstetter: Studien an den Grabstätten alter Geschlechter der Steiermark und Kärntens. Berlin 1877 bis 1878.
6. Ludwig Stampfer: „Die Freiherren von Teuffenbach zu Mairhofen.“ Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark. XLI. Hest. Graz 1893.
7. Dr. Franz Isidor Proschko: „Rudolph Freiherr von Teuffenbach, kaiserlicher Feldmarschall. Ein großer Wohlthäter und ein Förderer guter Er-

ziehung des Adels.“ Neues Illustriertes Vaterländisches Ehrenbuch, I. Theil. Herausgegeben von Albin Reichsfreiherrn von Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßwegg. Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska. Wien und Teschen.

8. Johann Svoboda: Die Theresianische Militärakademie zu Wiener-Neustadt und ihre Zöglinge von der Gründung der Anstalt bis auf unsere Tage. Selbstverlag des Verfassers. Wien 1894.

9. Bartsch: Steiermärkisches Wappenbuch. Grätz 1567. Für die Wappenabbildungen und zwar auf Seite 286 dieser Zeitschrift für das Wappen der beiden obersteirischen und auf Seite 287 der oststeirischen Linie Teuffenbach.

Außer diesen und den schon im Texte benannten Quellen die einschlägigen Geschichtswerke von Kroneš, Hammer = Burgstall, Fesler, Muchar, Gebler u. a.





Technische Fortschritte in Oesterreich und Ungarn.

Das k. k. Haupt-Münz-Amt in Wien und die Einführung der Kronenwährung.¹⁾

Mit einer Illustration.

Am 2. August 1892 hat Kaiser Franz Josef I. das Gesetz über die Durchführung der Valutareform sanctioniert. Dieser Tag bezeichnet sonach einen hochbedeutenden Wendepunkt in der Entwicklung der münzpolitischen Verhältnisse Oesterreichs wie nicht minder in der gesammten volkswirtschaftlichen Ausgestaltung der Monarchie, für welche von dieser Reform das Beste erhofft wird.

Wir befinden uns heute noch inmitten der Periode des Überganges von der „Oesterreichischen Währung“ zur „Kronenwährung“, die an ihre Stelle gesetzt wurde; die neuen Münzen aus Silber, Nickel und Bronze sind in vollem Umlaufe, und nur die Münzen aus Gold befinden sich noch im Rückhalte, aber in kurzer Zeit soll die Kronenwährung allein den Markt beherrschen. Die Durchführung dieser so tief gehenden Umänderung in dem heimischen Geldwesen ist selbstverständlich nicht ohne gewichtigen Einfluss auf jene Anstalt geblieben, die ja zunächst berufen erschien, dem eingangs citierten Gesetze Leben einzuflößen, nämlich aus das k. k. Haupt-Münz-Amt in Wien.

Mit der Aufgabe der Ausprägung der neuen Münzen betraut, oblag es dem Haupt-Münz-Amte zunächst, für die Münzen der neuen Kronenwährung geeignete, dem Sinne des Gesetzes entsprechende Typen zu entwerfen. Nach den Bestimmungen des letzteren hat die Silberkrone, als die Einheit der neuen Währung, auf der Aversseite das Bild des Kaisers, auf der Reversseite die österreichische Kaiserkrone, die sogenannte „Hauskrone“ zu zeigen; die Goldmünzen, die weiteren Kreisen noch

¹⁾ Vgl. auch den „Bericht über die Thätigkeit des k. k. Haupt-Münz-Amtes in den Jahren 1892 und 1893 seit Einführung der Kronenwährung, herausgegeben mit Bewilligung des k. k. Finanzministeriums von der Direction des k. k. Haupt-Münz-Amtes Wien“.

fremden Zehn- und Zwanzigkronenstücke, sollen ebenfalls einerseits das Kaiserbild, aber andererseits den Reichsadler tragen; die Nickel- und Bronzestücke (Zehn- und Zwanzighellerstücke, beziehungsweise Ein- und Zweihellermünzen) sind, wie ja allbekannt, mit dem Reichsadler auf dem Averse und mit der Wertbezeichnung in Ziffern und zwar in diesen allein geziert. Das Haupt-Münz-Amt war nun in richtiger Erkenntnis und Würdigung der ihm zustehenden culturhistorischen und künstlerischen Aufgabe bemüht, die Ausschmückung der Münzen in einer Weise durchzuführen, welche den Geschichtsforscher und Heraldiker, wie nicht minder den Kunstfreund, vollkommen befriedigt.

Zu diesem Zwecke wurden eifrige Studien und Forschungen unternommen und mit allen Mitteln das Vollkommene als einzig Auszuführendes angestrebt. So ist das Bild des Kaisers, das unsere Kronen schmückt und gegenüber dem Bilde auf den alten Silbergulden bemerkenswerte Unterschiede aufweist, getreu nach der Natur entworfen. Seine Majestät der Kaiser hatte dem Kammermedailleur, Münz- und Medaillegraveur Anton Scharff, einem Meister in seinem Fache, behufs Herstellung eines Porträts in Wachsoffierung mehrere Sitzungen gewährt; dieses Porträt diente zum Vorwurfe für das Münzbild, nach welchem sodann von Scharff der Schnitt der Matrizen und Punzen vollzogen wurde. Dem Bilde des Kaisers muß neben großer Naturtreue auch eine scharfe Charakteristik nachgerühmt werden; es gewährt durch die ideal schöne Führung der Linien einen künstlerisch vollendeten Eindruck. Auch für die Darstellung der Krone, welche die Reversseite der Kronenstücke so überaus anmuthig gestaltet, wurde ein genaues Abbild der österreichischen Kaiserkrone, welche die Schatzkammer des Kaiserhauses beherbergt, gewählt. Unsere Kunstbeilage — und von einer solchen darf wohl die Rede sein — ist mit freundlicher Erlaubnis der Direction des k. k. Haupt-Münz-Amtes nach einem Bilde des obcitirten Berichtes dieses Amtes angefertigt worden; sie läßt die große Pracht und künstlerische Ausföhrung der Hauskrone in wunderbarer Klarheit und Deutlichkeit erkennen; sie zeigt aber auch zugleich, wie der Blick auf ein Kronenstück beweist, mit welcher Sorgfalt und mit welchem rühmenswerten Erfolge die Übertragung des Bildes auf die Münzen vorgenommen worden ist. Zur Geschichte der Hauskrone sei hier mit wenigen Worten bemerkt, daß Kaiser Rudolf II. sie im Jahre 1602 anfertigen ließ, und daß sie das Haupt der Regenten Oesterreichs schmückte, wenn diese zur Kaiserkrönung nach Frankfurt zogen; sie wurde zur Krone des österreichischen Kaiserstaates bestimmt, als Kaiser Franz der Würde eines deutschen Kaisers entsagte und das österreichische Erbkaisertum proclamirte.

Der Reichsadler auf den neuen Geldstücken ist streng heraldisch dargestellt; alle die Unterschiede, die sich zwischen den Figuren der neuen und der alten Münzen zeigen, sind heraldisch begründet. Man wird nicht leugnen können, daß das Bild unzweifelhaft gewonnen hat und einen sehr wohlgefälligen, künstlerischen Anblick gewährt. Die Zeichnungen zu sämtlichen Münzen sind durchwegs Schöpfungen des Kammermedailleurs

Scharff, der hierdurch neuerlich seine geniale Tüchtigkeit erwiesen hat.

Die zweite wichtige Aufgabe, welche infolge der Valutaregulierung an das Münzamt herantrat, war die Umgestaltung und Erweiterung sämtlicher maschineller Einrichtungen der Anstalt in solcher Weise, daß dieselbe den an sie gestellten, wesentlich erhöhten Anforderungen in vollem Umfange auf moderner Basis entsprechen konnte.

Bis zum Jahre 1835 gab es kein einheitlich erbautes Münzamt, die verschiedenen Abtheilungen waren im Weichbilde der Stadt verstreut; erst in dem erwähnten Jahre erfolgte deren Vereinigung in dem Gebäude am Heumarkte, in welchem noch heute Oesterreichs Münzen geprägt werden. Die Ausstattung der neuen Centralanlage erfolgte mit durchaus neuen Maschinen und Werkzeugen, die hinsichtlich ihrer Bauart und Leistungsfähigkeit den damaligen neuesten Fortschritten der technischen Wissenschaft vollkommen gerecht wurden. Es genügt zum Beweise dieses Ausspruches der Hinweis auf die Firmen, welche an der Einrichtung des Gebäudes sich betheiligten: Gilain in Tirlemont lieferte die beiden Niederdruckkessel von $1\frac{1}{2}$ Atmosphären Spannung; Cockerill in Seraing und Fletcher & Punschon in Wien stellten die zwei Balancierdampfmaschinen bei, deren jede eine Leistung von 14 Pferdekraften zu entwickeln vermochte; das Streckwerk, die Schneidemaschinen und die sonstigen kleineren Maschinen waren Erzeugnisse des Mechanikers Franz X. Wurm, und die Prägemaschinen, nach Uhlhorn's bekanntem Systeme construiert, waren aus der Maschinenfabrik am Tabor in Wien hervorgegangen. Es waren also einheimische und ausländische Fabrikanten herangezogen worden. Die Übertragung der von den Dampfmaschinen erzeugten Arbeit auf die vom Maschinenhaus entfernt liegenden Werkmaschinen erfolgte unter Anwendung von Luftdruck.

Im Laufe der Zeit wuchsen die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Münzamtes; es wurde notwendig, die maschinelle Einrichtung schon im Hinblick auf die steten Fortschritte des Maschinenbaues auszugestalten und zu verbessern. In den Jahren 1850 bis 1852 erfolgte die Umgestaltung der beiden Dampfmaschinen in solche mit Hoch- und Niederdruck, indem zugleich deren Leistungsfähigkeit auf je 25 Pferdekraften gesteigert wurde; an die Stelle der alten Niederdruckkessel setzte man neue, kräftigere Kessel, und an Stelle der unzulänglichen Luftdruckübertragung trat eine Transmission mit eiserner Welle. Aber auch diese verbesserte Installation konnte nicht lange genügen. Schon wenige Jahre später erwies sich die Beistellung eines Reserdekessels als nothwendig. Successive mußte auch die Zahl der Prägemaschinen vermehrt werden.

Im Jahre 1870 erfuhr das Münzamt eine weitere bemerkenswerte Bereicherung seiner mechanischen Hilfsmittel durch die Aufnahme selbstthätiger Sortiermaschinen, der Erfindung eines Oesterreichers, des A. Seyß in Aggersdorf; diese Maschinen haben ihre erste Anwendung in Wien gefunden und sich hier auch vorzüglich bewährt.

Der neuen großen Aufgabe, welche infolge der Einführung der Kronenwährung an das Haupt-Münz-Amt herantrat, war dessen

maschinelle Anlage, obwohl sie mit aller Sorgfalt stetig ergänzt und verbessert worden war, durchaus nicht gewachsen und zwar umsoweniger, als einige Maschinen, namentlich aber die Kessel und Dampfmaschinen nicht mehr jene Widerstandsfähigkeit und Betriebsicherheit besaßen, die ihre weitere und forcierte Anwendung unbedenklich erscheinen ließen. In Würdigung all dieser Gründe beschloß daher das k. k. Finanzministerium die Aufstellung neuer Dampfessel und neuer Dampfmaschinen, sowie die Vermehrung sämmtlicher maschineller Einrichtungen. Mit der allgemeinen Leitung der gesammten maschinentechnischen Herstellungen wurde eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete, nämlich der k. k. Hofrath Johann Edler von Kadinger, o. ö. Professor an der technischen Hochschule in Wien, betraut. Hofrath Kadinger bereitet eine größere Publication über die von ihm ausgeführte Anlage vor, welche letztere zu den großartigsten und bedeutendsten der Gegenwart gehört. Wir müssen uns sonach für heute auf eine kurze Beschreibung der Einrichtungen und Umgestaltungen im allgemeinen beschränken, welcher Darstellung wir die Mittheilungen des oben erwähnten Münzamtsberichtes zugrunde legen.

Das Kesselhaus entsprach in seiner allgemeinen Anlage nicht mehr den bestehenden Vorschriften; es mußte deshalb vollständig umgebaut werden. An Stelle der alten, betriebsunsicheren Kessel traten zwei große Wasserrohrdampfessel von je $100m^2$ Heizfläche und für 12 Atmosphären Dampfdruck; sie sind aus der bekannten Kesselfabrik von J. Pauker & Söhne in Wien hervorgegangen. Die Speisung dieser Kessel, die mit einer, auch den strengsten modernen Anforderungen entsprechenden Armatur ausgerüstet sind, erfolgt mit Hilfe zweier äußerst kräftiger und leistungsfähiger Warthingtonpumpen. Auch die zwei alten Dampfmaschinen wurden entfernt. An ihre Stelle setzte Professor Kadinger eine einzige große liegende Compound-Condensationsmaschine mit einer normalen Leistungsfähigkeit von 80 Pferdekraften. Dieselbe ist ein Erzeugnis der Maschinenfabrik von Th. Schulz & L. Göbel in Wien. Das Maschinenhaus, in welchem sie Unterkunft gefunden, hat eine zeitgemäße Reconstruction erfahren und ist auch wegen der guten Beleuchtung durch Oberlicht bemerkenswert. Die Übertragung der von der Dampfmaschine erzeugten Arbeit zu den Hilfsmaschinen erfolgt nunmehr ebenfalls in ganz modernem Sinne durch Riemenröhren. Eine sehr zweckmäßige Ergänzung erfuhr die Anlage durch einen oberhalb der Dampfmaschine angebrachten Lauftrahn, dessen Tragfähigkeit 2500 kg erreicht. Alle diese Arbeiten boten infolge der obwaltenden baulichen Verhältnisse große Schwierigkeiten und erforderten besondere Umsicht und Aufmerksamkeit. Die Durchführung derselben wurde umso mehr erschwert, als es unerlässlich war, während derselben die gesammte Thätigkeit des Werkes ununterbrochen aufrecht zu erhalten. Dieser Aufgabe entsprach Hofrath Kadinger durch die Aufstellung einer von Clayton & Shuttleworth gelieferten Locomobile, die es ermöglichte, auch während des acht Monate andauernden Betriebsprovisoriums umfangreiche Ausprägungen neuer Münzen zu bewirken.

Von den übrigen Umgestaltungen und Erweiterungen, soweit dieselben nicht nur den speciellen Fachmann, sondern auch den gebildeten Laien

interessieren, sei hier noch der wichtigsten mit wenigen Worten gedacht.

Das alte, räumlich beschränkte Streckwerkslocale, das einen Flächenraum von nur 56 m^2 bedeckte, wurde zu einem geräumigen Saale von 210 m^2 Bodenfläche umgebaut und mit einem neuen großen Walzwerke ausgestattet. Dieses letztere ist von der Firma Fernau & Comp., also ebenfalls von einer Wiener Unternehmung, nach hochmodernen Principien construiert worden; mit seiner Hilfe können in 10 Arbeitsstunden und bei 16 Streckgängen wenigstens 2000 kg Silberzaine und 1000 kg Goldzaine gestreckt werden, während das alte Streckwerk nicht die Hälfte dieser Arbeit zu leisten vermochte. Im Justieresaale, in welchem die Prüfung der Münzplatten auf das gesetzlich vorgeschriebene Gewicht und die Beschabung der zu schwer befundenen Platten erfolgen, desgleichen auch im Prägesaale wurde die Zahl der Maschinen vermehrt; im ersteren stehen nunmehr 10 Sortiermaschinen nach dem verbesserten Systeme Seyß und im letzteren 28 Prägemaschinen, von denen 6 Stück nach Uhlhorn's Patent construiert sind. Uhlhorn's Maschinen verrichten alle erforderlichen Manipulationen vollkommen selbstthätig: das Auflegen der Münzplatten auf den Unterstempel, die Bewegung des Oberstempels, das Lockern der geprägten Münze auf dem Unterstempel, das Herabschieben derselben in den Sammelbehälter; alle diese Bewegungen werden mit solcher Raschheit ausgeführt, daß etwa jede Secunde eine fertige Münze aus der Maschine hervorgeht. Die Ständerhöhe der im Münzsaale neu aufgestellten Prägemaschinen beträgt 1.98 m ; die Schwungräder haben 2.18 m Durchmesser; der Druck ist auf alle Stellen der Münzen ein ganz gleichmäßiger und entsprechend kräftiger, wodurch auch eine besondere Schärfe des Gepräges gesichert erscheint.

Für das Einschmelzen des Münzmetalles, für das Legieren mit Kupfer und für das Gießen der Legierung zu prismatischen Stäben, den sogenannten „Zainen“, lag für die nächste Zukunft ein umfangreiches Arbeitsprogramm vor: die Schmelze mußte imstande sein, wöchentlich bis 5000 kg Gold und bis 30.000 kg Silber in Zainen zu liefern. Eine Vermehrung der Schmelzöfen erschien aus localen Gründen ebenso unthunlich wie eine räumliche Vergrößerung des Schmelzadens; es konnte sonach nur an eine Steigerung der Leistungsfähigkeit jedes einzelnen der vorhandenen Schmelzöfen gedacht werden. Diese Steigerung gelang denn auch in wünschenswertem Maße durch entsprechende Reconstruction und Erweiterung der Öfen sowie durch Einrichtung der bestehenden Windöfen für Coaksfeuerung und der Flammöfen für Verwendung von Braunkohle. In letzterer Beziehung war man bestrebt, den Heizeffect der Kohle in erhöhter Weise auszunützen, zu welchem Behufe eine höchst sinnreiche und sehr wirksame Combination von Kost- und Vergasungsfeuerung geschaffen wurde.

In der Abtheilung für Weißjud wurde eine größere Reihe von Veränderungen vorgenommen, deren Einzelheiten aber doch füglich nur den technischen Fachmann, den Specialisten auf dem Gebiete der Münztechnik interessieren; dagegen dürfte ein Blick in jene Räumlichkeiten,

welche zur Zählung, Wägung und Verpackung der fertiggeprägten Münzen dienen, sowie eine flüchtige Umschau über die hier durchgeführten Erweiterungen, Vervollständigungen und Reconstructions den Lesern gewiß nicht unwillkommen sein. Die „Einsackierung“ und Verpackung der Münzen erfordert umso größere Sorgfalt, als neben den beiden Handelsmünzen, den Levantinerthalern und den einfachen und vierfachen Ducaten, sieben Geldsorten der neuen Kronenwährung bis zu 850.000 Stück an einem Arbeitstage erzeugt und verpackt werden müssen und bei solchen Quantitäten eine Irrung bei der Zählung oder Gewichtscontrole immerhin leicht möglich wäre. Diese Manipulationen vollziehen sich jetzt in getrennten Localitäten; in dem einen Raume wird mit Gold und Silber, in dem anderen mit Nickel und Bronze hantiert; entsprechend den einzelnen Münzgattungen sind die beiden Säle noch durch besondere Barrieren in verschiedene Unterabtheilungen getrennt. Das gemünzte Gold wird in gewirkten Garnsäcken ohne Naht verpackt, deren Farbe und äußere Ausstattung sofort den Inhalt erkennen lassen.

Mit der Einführung der Goldwährung wuchsen naturgemäß auch die Anforderungen an das Probiervesen; um ihnen gerecht werden zu können, genehmigte das k. k. Finanzministerium die Errichtung eines neuen chemischen Probielaboratoriums, welchem die Controlproben der Goldbarren, die Analysen der Münzfalsificate, die Untersuchung der Münzbetriebsmaterialien, die Mengenproben des gewonnenen und des raffinierten Kupfervitriols, kurz, alle jene zahlreichen, mehr oder minder großen chemischen Arbeiten obliegen, welche in den Wirkungskreis eines Münzlaboratoriums fallen. Im Sinne dieser Aufgaben wurde auch die neue Anstalt unter voller Berücksichtigung der neueren Fortschritte auf dem fraglichen Gebiete eingerichtet. Ebenso hat die Goldscheideanstalt eine bedeutende Vergrößerung und Erhöhung ihrer Leistungsfähigkeit erfahren. Früher konnten in der Woche bei normalem Betriebe höchstens acht Scheidungen bewirkt werden; derzeit ist es möglich, im gleichen Zeitraume durchschnittlich zwanzig solche Operationen vorzunehmen.

Hiermit sind nun in großen Zügen alle jene wichtigen Umgestaltungen skizzirt, durch deren Ausführung das k. k. Haupt-Münz-Amt in Wien in den Stand gesetzt wurde, unmittelbar nach Sanctionierung des Gesetzes über die Münzreform eine Arbeitsleistung zu bieten, wie sie in solchem Umfange wohl selten noch von einer ähnlichen Anstalt bewältigt worden ist.

Der hauptmünzamtlichen Graveurie, welche im Jahre 1733 zur Graveurakademie erhoben wurde, und welcher eine Reihe hervorragender Künstler angehörte, obliegt neben den künstlerischen Arbeiten auch die Herstellung und Vervielfältigung der zur täglichen Prägearbeit erforderlichen Münzstempel, deren Anzahl eine sehr bedeutende ist. Bei Einführung der Kronenwährung steigerte sich die Größe dieser Aufgabe in Folge der Eigenartigkeit der neuen Typen und in Folge der außergewöhnlichen Menge von Münzen, die in Gold, Silber, Nickel und Bronze auszuprägen sind und daher eine hohe Zahl von Münzstempeln verlangen. Für letztere wird selbstverständlich die möglich feinste und beste Stahlorte genommen; die Nickel- und Bronzemünzen erfordern einen sehr großen Kraftaufwand

und steigern den Verbrauch an Stempeln. Als bestes Material hat sich nach zahlreichen Versuchen eine besondere Gattung Ziegelgußstahl der Wiener Firma Gebrüder Böhler, deren Werke in Steiermark liegen, erwiesen. Für die schwierigen Manipulationen bei der Stempelherstellung, bei dem Einsenken und dem Abdrehen der Stempel wurden mehrere neuartige Maschinen beschafft. Die alten Spindelwerke wurden beseitigt, und an ihre Stelle trat eine 7000 kg schwere Frictionspresse, die von den Gebrüdern Scherb geliefert wurde und zu den größten derartigen Maschinen zählt; ferner wurde die Graveurie mit fünf Präcisionsdrehbänken und einer Specialstempelschleifmaschine ausgestattet. Der Härtung der Stempel, welche für deren Dauerhaftigkeit besonders wichtig ist, wird große Aufmerksamkeit geschenkt. Der Verbrauch an Stempeln, der durch eine Reihe verschiedener Umstände namentlich in der eben abgelaufenen Übergangsperiode eine ziemlich ungünstige Gestalt angenommen hatte, ist nun wieder vollständig normal geworden, ja im Verhältnisse zu dem Verbrauche in anderen Münzstätten ein günstiger. Mit einem Stempelpaar können durchschnittlich ausgeprägt werden:

3938	Stück	vierfacher Ducaten,
12.256	„	Zwanzigheller,
14.797	„	Einkronen,
18.831	„	Einheller,
30.150	„	Levantinertaler u. s. w.

Man sieht, daß die Anforderungen an die Stempelerzeugung geradezu enorme sind. Vor der Einführung der Kronenwährung genügten jährlich 1500 bis 3000 Stück; gegenwärtig werden in einem Tage oft bis 200 Stempel verbraucht. Der jährliche Bedarf stellt sich auf 30.000 Stück, und durchschnittlich werden an einem Arbeitstage 100 Stempel erzeugt; die Anzahl der dabei beschäftigten Arbeiter ist von 5 auf 18 vermehrt worden.

Die Graveurakademie ist auch die Hüterin verschiedener wertvoller und reichhaltiger Sammlungen. Die Münzensammlung, die als Muster zum Studium der Typen und des Stempelschnittes zu dienen hat, ist noch jung an Jahren und daher auch noch bescheiden an Inhalt, soweit die Menge der Objecte in Betracht kommt; qualitativ besitzt sie einen großen sachlichen Wert, da alle Münzstücke besterhalten sind. Reichhaltiger ist die von dem ehemaligen Director des k. k. Münz- und Antikencabinet, Josef Arneht, begründete Sammlung von Bronzemedailen; am reichhaltigsten jedoch, auch sonst einzig in ihrer Art und besonders wertvoll sind die Sammlungen von Stempeln für Münzen und Medaillen. Die Münzstempelsammlung, die bis zum Jahre 1846 zurückreicht, repräsentiert durch ihre Mannigfaltigkeit und einheitliche, systematische Zusammenstellung eine Geschichte der Prägetechnik; die Sammlung von Medaillenstempeln, von denen der älteste aus dem Jahre 1479 stammt, enthält 3095 Stück, darunter viele Familienmedaillen, Künstlermedaillen, ferner die herrlichen Medaillen aus der Zeit Maria Theresias und der Regierungsperiode Kaisers Franz Josef I.

Mit wenigen Worten sei hier auch der materiellen Lage der Arbeiter und Aufseher gedacht, deren Bezüge in letzterer Zeit eine namhafte

Aufbesserung erfahren haben. Die den Beamten zugewiesenen Hilfskräfte sind Oberaufseher, denen vorzugsweise der Sicherheitsdienst und die Entlastung der Betriebsbeamten bei der Werkstättenaufsicht obliegen, Aufseher, welche die Aufsicht über alle ihrer Abtheilung zugewiesenen technischen Operationen zu besorgen haben, Arbeiter und Aushilfsarbeiter männlichen und weiblichen Geschlechtes. Die Entlohnung ist eine verhältnismäßig gute; auch ist ein eventueller Mehrverdienst durch Überstunden, Nachtschichten u. s. w. möglich. An Remunerationen wurden im Jahre 1893 an Aufseher und Arbeiter 1600 fl. ausbezahlt. Die effective Arbeitszeit beträgt 10 Stunden pro Tag. Die Verköstigung der Arbeiter erfolgt — jedoch ohne jeglichen Zwang — in einem Speiseraum mit eigener Küche durch Herstellung completer Mittagmahle, wozu die Anstalt das Küchenpersonale und den Brennstoff beistellt. An humanitären Institutionen bestehen die Bruderlade, die Betriebskrankencasse, die Unfallversicherung und die Anstellung eines eigenen Werkarztes.

Für das erste Jahr nach Einführung der Kronenwährung, d. i. für das Jahr 1893, wurde dem Haupt-Münz-Amte die große Aufgabe zutheil, neben den für den auswärtigen Handel erforderlichen Ducaten und Levantinerthalern 156 Millionen Kronen an Gold und 50 Millionen Kronen an Silber auszuprägen. Am 18. August 1892 erfolgte die erste Goldlieferung gegen Zwanzigkronenstücke von Seite der österreichisch-ungarischen Bank mit 39 Stück Goldbarren, welcher bald weitere und größere Lieferungen, auch von anderen Banken und Parteien, nachfolgten. Bis zum Schlusse des Jahres 1893 wurden im ganzen über 85.246 *kg* Feingold eingelöst; hiervon entfallen nahezu 70.000 *kg* im Werte von mehr als 226 Millionen Kronen auf das mit der Goldbeschaffung für die übernommenen 100 Millionen Gulden Goldrentenobligationen betraute Consortium, welchem die Creditanstalt, die Bodencreditanstalt und S. M. Rothschild angehören. Der überwiegend größere Theil des Goldes kam über den Weltmarkt für Edelmetalle, über London; auch Paris, New-York, Amsterdam, Frankfurt, Neu-Seeland und China waren an den Lieferungen theilhaft; 143 Goldbarren im Rohgewichte von 726 *kg* stammten aus der Münze von Bombay. Zur Ausprägung von Silberkronen und Levantinerthalern, nach welcher letzteren in den Jahren 1892 und 1893 eine so ungewöhnlich rege Nachfrage herrschte, daß deren Ausgabe eingeschränkt werden mußte, wurden in dem genannten Zeitraume über 548.300 *kg* Feinsilber eingelöst, das theils die Staats-Central-Casse, theils die Montanwerke in Příbram, Brixlegg und Littai sowie die k. k. Punzierungsämter lieferten; auch verschiedene Parteien stellten sich mit Barren und Bruchsilber, mit Abfällen, Münzen u. ein.

Daß solch reges Schaffen in allen Werkstätten der Anstalt sich auch in den Arbeitsstuben der Casse in hohem Grade bemerkbar machte, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Während in den früheren Betriebsjahren die gesammte Verrechnungsgebarung zwischen 27 und 30 Millionen Gulden schwankte, erreichte sie im Jahre 1893 die Höhe von über 260 Millionen Gulden; an fertigem Gelde wurden aus den Prägefäßen weit über 219 Millionen Stück übernommen und an die

k. k. Staats-Central-Casse nahezu 100 Millionen Gulden übergeben; in diesen Mengen sind die täglichen großen Zahlungen und die Dotierungen der Pünzierungsämter durch Sendungen von Bargeld mittelst der k. k. Postanstalt nicht enthalten. Nach einem Ausweise des englischen Münz-directors über die Ausprägungen der wichtigsten Münzstätten im Jahre 1893 hat das k. k. Haupt-Münz-Amt in Wien mit 217,315.920 Stück Münzen im Nominalwerte von 120,802.976 Gulden, sowohl der Stückzahl der Münzen, als auch dem Wertbetrage nach unter allen Münzstätten die erste Stelle eingenommen. Die vortreffliche technische Einrichtung derselben, ihre zweckmäßige Organisation und die Tüchtigkeit ihrer Beamten und Arbeiter erscheinen hierdurch in glänzender Weise dargethan.

A. B.





Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Der Stumme von Ossiach.

Aus dem Slovenischen des A. Aškerc übersezt von A. Funke,
Laibach.

Gegrüßt, Du Ort des Friedens, Du Kloster altersgrau,
Gegrüßt, Du See, so lieblich im tiefen Bogenblau,
Du köstlichste der Perlen im schönen Kärntnerland,
Ob wohl je Frieden findet mein Herz an Deinem Strand?"

Wer ist der fremde Pilger, der also stille spricht?
Sein Auge leuchtet feurig, doch bleich ist sein Gesicht,
Gebietarisch sein Wesen und ritterlich sein Gang —
Wer ist's, der fürder schreitet zum Stift den See entlang?

Schon tritt er an die Pforte, daselbst er stille steht,
Gemächlich sich im Garten des Klosters Abt ergeht,
Doch keine Mär ihm kündet des Pilgers stummer Mund,
Er reicht ein Blatt dem Mönche, darauf die Botschaft stund.

„Gutheiß' ich Deine Kunde: Du kommst aus Rom hierher,
Willst hier in Demuth dienen, so lautet Dein Begehre;
Tritt ein, mein frommer Pilger, wenn Dein Verlangen echt,
Magst fürderhin hier weilen, magst dienen uns als Knecht!“

Und stumm betritt der Fremdling des Klosters stillen Ort,
Und stumm die schwersten Dienste verrichtet er hinfort,
Berläßt sein hartes Lager, da kaum der Tag erwacht,
Begibt sich erst zur Ruhe in müder, später Nacht.

Und niemand mehr heischt Kunde, woher gekommen er,
Man fragt nach seinem Lande, nach seinem Stamm nicht mehr,
Fremd weilt er in des Klosters ersehntem Heiligthum,
Man läßt ihn einsam weilen, er ist ja still und stumm!

Da eilt zum stummen Knechte der Abt von Ossiach,
In enger Zelle schmachtet der Kranke sterbensschwach,
Auf seinem harten Bette er bleich und müde lehnt,
Ihm bringt der greise Vater das Sterbesacrament.

„Bernimm, ehrwürd'ger Vater, des stummen Dieners Flehn!“ —
Der Abt horcht auf betroffen: welch Wunder ist geschehn?
Da er durch sieben Jahre im Kloster still gewohnt,
Nun läßt er sich vernehmen, spricht, was er nie gekonnt!

Durch offenes Geständnis erleichtert er sein Herz,
Ergreifend klingt die Kunde von Schuld und Seelenschmerz,
Von Stanislaus, dem Bischof, besagt sein stockend Wort,
Dem er in jähem Borne dereinst die Brust durchbohrt ...

Und da am dritten Tage die Sonne stieg empor,
Sang fromme Todtenweisen der Klosterbrüder Chor,
Im schwarzen Messgewande der Abt Gebete sprach,
Es schlief im Sarge friedlich der Knecht von Ossiach.

„Zu Dir in Deinen Himmel, Gott, seine Seele komm’“,
Sang Vater Tencho leise und sprach Gebete fromm,
„Hat Boleslav gesündigt, er that auch Buße schwer,
Den todten Polenkönig verstoße nicht, o Herr!“



Die letzte Wache.

Aus dem Slovenischen des A. Askerc übersezt von A. Funfel.

Aufs Pflaster tritt er streng und steif,
Sein Bart, er starrt von Winterreif.

Tief unten klingt's von Spiel und Tanz,
Der Saal erstrahlt im Lichterglanz.

Es lud der Festungsgeneral
Die Bürger ein zu Schmaus und Ball.

In Kelchen schäumt Champagnerwein,
Die Paare fliegen hin im Reih'n.

Hei, draußen gibt's auch Tanz genug,
Er wirbelt himmelwärts im Flug!

Die Windsbraut ist die Tänzerin,
Sie flieget mit dem Schnee dahin.

Doch er, in Winters Sturm und Braus,
Bewacht das fest gebaute Haus.

Es ist die letzte Wache heut',
Frühmorgens man ihm Abschied heut.

Je mehr die Nacht dem Tage weicht,
Je höher Wind und Wetter reicht.

Die Kälte bringt durch Mark und Bein,
Dringt eifig in sein Herzblut ein.

Fort wandelt er auf seiner Wart',
Geht auf und ab, ist halb erstarrt.

Doch glühend heiß sein Herze schlägt,
Sein Sinnen ihn nach Sünden trägt.

Nach Sünden in sein sonnig Land,
Wo Frost und Winter unbekannt.

Und morgen schon voll Lust und Glück
Kehrt er ins ferne Heim zurück.

So mag denn sonder Ruh und Raft
Wind, Schnee umwirbeln den Palaft!

Er achtet nicht des Sturmes Wuth —
Daheim, da ist's so gut, so gut!

Zum Fensterlein er wieder schaut,
Ins Aug' er blickt der treuen Braut.

Ach, dieses Südens laue Luft
Und dieser Nächte Zauberduft!

„Und wenn der junge Morgen graut,
Führ' ich Dich heim als einz'ge Braut!“

Es tagt . . . horch, welch ein Freudenton,
Zur Hochzeit läßt der Spielmann schon!

Doch aus dem Saal nur klingt's empor,
Und der Soldat steht vor dem Thor.

Er starrt im Schnee von Winterreif,
Lehnt am Gewehr, ist todt und steif.



Auf dem Schlachtfelde.

Aus dem Slovenischen des Josef Pagliaruzzi (Krilan) überseht von Anton
Triefst. Klodiv-Sabladocti.

Der Angriff beginnt, der Kampf ist entfacht,
Drei Krieger eilen ins Losen der Schlacht.

Der Schatten des Graus sich senkt aufs Gesicht
Den dreien, aufs Herz der Sorge Gewicht.

Der erste die Hand führt über die Brau',
Wischt heimlich die Zäh'r aus des Auges Blau.

„Mir grämt sich daheim die theuere Braut,
Ein Engel ist sie, so lieb und so traut.

Berlündet hat zweimal uns schon der Vicar,
Und Sonntag schon sollten wir vor den Altar.

Die Sehnsucht mein Herz nach der Jungfrau verzehrt,
Weiß Gott, ob der Tod mir die Heimkehr nicht wehrt!“



Der zweite die Hand führt über die Brau',
Wischt heimlich die Zäh'r aus des Auges Blau.

„Ich gab daheim auf das Mütterchen acht,
Sie pflegte und hegt' ich mit allem Bedacht.

Die Zeit hat begraben, die waren ihr lieb,
Und ich nur allein als Stütze ihr blieb.

Mein Herz ums verlassene Mütterchen bangt,
Weiß Gott, ob mein Fuß je zur Heimat gelangt!“



Der dritte die Hand führt über die Brau',
Wischt heimlich die Zäh'r aus des Auges Blau.

„Drei kleine Kinder besorgt ich allein,
Der Tod hat genommen ihr Mütterlein.

Wer wird sie versorgen mit Speise und Trank,
Wer liebeich sie pflegen, sind schwach sie und krank?

Die armen Waisen, wer nimmt sie in Schutz?
Weiß Gott, überleb' ich den feindlichen Trutz!“



Still schreiten sie übers Gefilde dahin,
Zur blutigen Ernte marschieren sie hin.

Als abends die Sterne erglänzen in Pracht,
Begraben die drei hat ewige Nacht.

Es raffte der Sturm sie des Kampfes dahin,
Braut, Mutter und Kinder, was kümmern sie ihn!



Wiegenlied.

Aus dem Slovenischen überfetzt von Anton Klobič-Sabladocki.

Schlaf, mein Kindlein, schlafe,
Mit den Englein lächle,
Wacht ja doch das Mutteraug'!

Tumme, Kindlein, tumme
 Dich auf Wiese und im Walde,
 Pflück' Dir Blümlein, pflück',
 Flücht Dir Kränze, sticht sie
 In das goldene Haar!
 Singe, Kindlein, singe,
 Was Dich lehrt des Herzens
 Unschuldsvoller Drang!
 Wachse, Mägdlein, blühe
 Ohne Sorgen, ohne Kummer,
 Wacht ja doch das Mutteraug'!
 Wenn vom Mutterherde Du
 Einst Dich trennst, so zage
 Nicht, geliebtes Kind!
 Überallhin folget Dir
 Nach das Mutterherz,
 Und im Unglück öffnet
 Stets sich Dir der Mutter Schoß.
 Wenn ihr einst das Auge bricht,
 Kind, o Kind, verzage nicht!
 Wird ja doch ihr Segen
 Treulich Dich geleiten,
 Bis auch Du die Augen
 Wirst zur Ruhe schließen.
 Güt'ger Gott, erhör' das Flehen,
 Das zu Dir die Mutter
 Heiß aus tiefster Seele sendet
 Für ihr liebes Töchterlein!



Steeple-Chase.

Aus dem Ungarischen des Franz Herzeg übersetzt von Ludwig Wechsler.
 Budapest. — et nos mutamur —

I.

Daruvár, 22. April 1889.

Nach saß an dem niedrigen Fenster hinter den knospenden Fuchsen und nähte ein neues Band um meinen Girardihut.

Drüben spazierten die Töchter des Grafen Szilvásh mit ihren Cavalieren herum, mit langen, ausgemessenen Aristokraten-schritten, in cremefarbenen Sommerkleidern und mit den langstieligen Sonnenschirmen in der Hand. Dabei fiel mir ein, daß sich auch bei mir ein dringendes Bedürfnis nach einem neuen Sommerkleide ergeben habe; doch wage ich mit Papa nicht einmal darüber zu sprechen. Denn so gutmüthig und

jovial der Alte am Stammtische im Casino ist, so ungemüthlich und grob kann er zuhause sein, besonders wenn ich Geld von ihm verlange.

Meine drei kleinen Brüder stürmten mit einemmale unter einem wahren Indianergeheul am Fenster vorüber, während am Ende der Hauptgasse Lärm entstand.

Dann kamen sie dahergezogen, die wir seit Tagen schon voll fieberhafter Ungeduld erwarteten: die Husaren! Unter schmetternden Trompetenfansaren, eine ungeheure Staubwolke empornwirbelnd, stattlich und schillernd. Die braunen, steinackigen Rumänier hatten den Czako tief in die Stirn gedrückt, saßen mit nachlässig baumelnden Beinen im Sattel und musterten mit geringschätzender Miene die auf die Gasse geströmten Mägde. An der Spitze ritt ein langer Rittmeister mit finsternem Gesichte und einem mächtigen Schnauzbarte, neben der zweiten Escadron ein rothhaariger stämmiger Lieutenant. Die Augen des Lieutenants funkelten vor Vergnügen in kindischer Neugierde; selbst sein Falbe tänzelte übermüthig unter ihm.

"Unverschämter!"

Ich fuhr vom Fenster zurück — der rothhaarige Lieutenant hatte mir mit dem Handschuh einen Kuss zugewinkt. Der neben der dritten Escadron reitende Cadet, der hinter der Schwadron einhertrottende Oberlieutenant, der vor den Handpferden marschierende brillentragende Doctor — alle reckten die Hälse vergebens zu meinem Fenster empor, denn ich hatte mich hinter dem Vorhange versteckt.

Später schritt ich in den Flur hinab und promenierte mit möglichst gleichgiltiger Miene in dem handgroßen Gärtchen auf und nieder, welches durch ein niedriges Gitter von unserem großen Hofe geschieden wird. Mit gleichgiltiger Miene sage ich, obschon ich vor Neugierde fast verging, welcher der Officiere uns zufallen werde. Postmeisters erhielten einen, Malchens gleichfalls einen, der dritte würde daher uns zufallen. Die Quartiermeister suchten überall nur nach den großen Ställen.

Rückwärts, vor dem vermieteten Hinterhause, standen zwei mächtige Bagagewagen, von welchen mehrere Bursche lärmend das verschiedenste Gepäck herunterbeförderten. Ein sonderbares Zeug! In Wachseleinwand genähte Körbe, gressrothe türkische Teppiche, an Marterinstrumente erinnernde amerikanische Sofas, in phantastischen Ledersutteralen steckende unbekannte Dinge.

Im großen Stalle arbeiteten schon seit Wochen die Tischler. Sie errichteten vergitterte Abtheilungen für die Pferde und wanden kunstvolle Strohkränze um die Pfosten. Nachmittags langten die Pferde an, Vollblutpferde, in gelbe monogrammegezierte Decken gehüllt, mit Masken auf den Köpfen und Gamaschen an den Beinen. Insgesammt waren es sieben.

All diese Arbeiten überwacht ein alter Mann, der ein glattrasiertes Gesicht hat, wie ein Seelsorger aussieht, und den man Herr Georges nennt, der aber im übrigen stets zornig ist und zankt.

Auf der Gasse vernimmt man Pferdegewieher —

In der nächsten Secunde schießt eine bis über die Ohren kothbedeckte weiße Bullbogge unter die in der Mitte des Hofes scharrenden Perlhühner, im Thor erscheint ein mähniger Pferdekopf, dann ein breites, gutmüthiges Männergesicht. Er ist's — der rothhaarige Lieutenant!

Mit ruhiger Würde setzte ich meinen Spaziergang fort, gewährte aber trotzdem, daß er vor dem Stalle aus dem Sattel sprang und mit vor Freude strahlendem Gesichte sich vor mir zu verbeugen und zu salutieren begiunt. Es schien, daß er hocherfreut darüber war, daß er wieder einmal eine menschliche Seele von seinem Vorhandensein in Kenntniß setzen konnte.

Herr Georges erschien an dem Fenster des Hinterhauses.

„Es wäre vielleicht gut, wenn wir uns umkleiden wollten, staubig sind wir genug!“ rief er hinunter.

„Mach' keinen Kadau!“ lautete die Erwiderung des Rothhaarigen. Dann aber pfiß er seinem Hunde und begab sich gehorsam in die Wohnung hinauf. In der Thür wandte er sich noch einmal zurück.

Ich hatte mich auch zurückgewandt. Es scheint mir, der Mann bildet sich etwas ein — nun, er wird schon bald eines Besseren belehrt werden.

Ich beschloß, mich an diesem Tage nicht mehr im Hofe blicken zu lassen, was mich aber nicht abhalten konnte, in die Küche zu schleichen und unter dem Schutze der im Fenster stehenden Guckgläser zu beobachten, was draußen vorgeht.

Der Rothhaarige war unten. Eine Cigarette rauchend, schritt er unter den Maulbeerbäumen auf und nieder, gefolgt von seinem Hunde, der inzwischen schneeweiß gereinigt worden war. Voll Interesse betrachteten beide die Merkwürdigkeiten des Hofes: die Hühnersteige, die rostigen Überbleibsel einer Gartenspritze, den Apparat des Brunnenschwengels. Unsere dicke Käthe spülte gerade Einsiedelgläser am Brunnenrog und wurde von ihm durch eine Ansprache ausgezeichnet.

Zur Fausenzeit kamen die Jungen nach Hause. Sie schleppten einen großen Papierdrachen mit sich, den sie von der Spitze einer Telegraphenstange heruntergeholt haben mochten. Anfänglich musterten sie den Lieutenant mit feindlichen Blicken, nachher aber ließen sie sich in ein Gespräch mit ihm ein. Ihre schlaun Anspielungen hatten zur Folge, daß er ihnen einen Gulden auf Bindfaden gab. Sie holten auch einen Knäuel desselben, welcher zehn Kreuzer kosten mochte; den Rest vergaßen sie aber mit ihm zu verrechnen. Später ließ sich der Lieutenant seinen Säbel herausbringen, und mit demselben unmenshlich unter meinem Fenster rasselnd, entfernte er sich in der Richtung des großen Wirtshauses, während sich die Jungen ob der Theilung des Geldes in die Haare geriethen.

Ich schreibe diese Zeilen, bevor ich mich zu Bett begeben. Ich entkleide mich mit dem niederschmetternden Bewußtsein, daß die Einquartierung nicht gelungen ist — wenigstens in dem Sinne nicht, wie ich mir die Sache seit Wochen ausgemalt hatte. Ganz anders hatte ich mir unseren Hufaren vorgestellt.

Nachschrift. Ich dachte, der Tag sei zuende, doch täuschte ich mich. Gegen Mitternacht weckten mich nahende Zigeunermusik und lautes Sprechen aus dem Schlafe; vor meinem Fenster erklangen zwei zankende Stimmen. Es waren die des Herrn Georges und des Rothhaarigen.

„Bezahle die Zigeuner, Alter!“

„Für solche Thorheiten haben wir kein Geld!“ knatterte der Alte zornig.

„Dann geb' ich meine goldene Uhr hin.“

„Du mein Heiland, welch ein Mensch! Die Uhr mit dem Wappen der Herzogin —“

„Hei, Zigeuner, ein Lied dem schönen Mädchen mit den zornigen Augen — komm hierher!“

Pochenden Herzens richtete ich mich im Bette empor, und dann erklang das erste Ständchen, welches mir im Leben gebracht wurde! In süßen, klagenden Accorden ertönte das Lied:

„Nur ein schönes Mädchen gibt's
auf der Welt —“

Dieser Lieutenant ist ein häßlicher Mensch, wahrscheinlich ist er auch dumm, jedenfalls aber ein Taugenichts; immerhin ist es schön von ihm, daß er jetzt an mich denkt.

Am 30. April.

Heute erst komme ich wieder zum Schreiben. Papa ertappte mich jüngsthin auf frischer That und beschlagnahmte mein Buch; er sagte, ich möge, wenn ich Langeweile habe, die zerrissenen Hosen der Kinder ausbessern. Als wenn jemand überhaupt so viel ausbessern könnte, wie die zerreißen!

Es war eine sehr richtige Ahnung, die mich vor Tische mein Leinwandkleidchen anzuziehen veranlaßte. Zwar ist das Fähnchen schon zwei Jahre alt und ganz verblaszt; nach dem Urtheile der Sachverständigen aber soll es noch immer allerliebste aussehen. Der Lieutenant stattete uns einen Besuch ab. Er fand sich vor Tische ein, wie es sich gebürt, in funkel-nagelneuer Attila und weißen Handschuhen. Er schickte mit der dicken Käthe seine Visitenkarte herein — deren Zipfel auch jetzt noch die Spuren von Teig zeigt — seine Dogge mußte draußen bleiben. Seine glänzende Uniform stach so sehr von unserem ärmlichen Zimmer ab, dessen Möbelstücke von den Kindern arg zugerichtet sind. (Die Gläser mit den eingekochten Früchten werde ich denn doch von der Schrankdecke entfernen lassen; die gehören nicht hierher.) Er benahm sich bescheiden, beinahe demüthig, ich glaube, mein Auftreten imponierte ihm. Jetzt sah ich erst, wie jung er ist, kaum zwei Jahre mag er älter sein als ich. Unfänglich lachte er viel, dann sprach er viel von seiner verstorbenen Mutter, die er offenbar sehr geliebt hatte, und von Herrn Georges, den er nicht leiden kann.

In der Nähe gesehen, ist er gar nicht so häßlich. Er ist klein, aber stramm und kräftig, seine Augen sind klein, doch schön blau, der Mund ist groß, dagegen hat er prachtvolle Zähne.

In manchen Dingen verrieth er eine ganz merkwürdige Unwissenheit. So fragte er mich unter anderem, weshalb ich nicht mit den Töchtern des Grafen Szilvássy befreundet sei, die doch recht nette

Mädchen seien. Mit den Gräfinnen Szilvássy, den vornehmsten und hochmüthigsten Aristokratinnen des Comitates!

Als er sich entfernt hatte, nahm ich seine Visitenkarte zur Hand. Auf dem großen steifen Carton stand mit langen feinen Buchstaben geschrieben:

„Heinrich Markgraf von Hell-Hell-Merlin.“

Sonst nichts; doch glaube ich, daß dies für einen Menschen gerade genug ist. Übrigens verwahrte ich die Karte in einer alten Bonbonniere, in welcher ich verschiedene kleine Erinnerungsgegenstände aufhebe.

Gestern war auch Herr Georges bei uns, der mit Papa bereits dicke Freundschaft geschlossen hat. Er bezahlte die Miete für drei Monate voraus und bat uns, dem Lieutenant nichts zu borgen, da derselbe wie veressen aufs Kartenspielen sei. Die Spielleidenschaft bilde das Erbübel der Familie Hell-Hell-Merlin; vor zweihundert Jahren schon habe irgendein Stammhalter derselben sein gesamtes Hab und Gut im Würfelspiel verloren.

Im übrigen nannte Herr Georges Papa „Herr Regimentsarzt“; es scheint, er glaubte an das Märchen von der Schlacht bei Solferino — indessen müssen wir die Schwächen unserer Eltern achten und kann es meine Aufgabe nicht sein, jedermann zu erklären, daß Papa kein Regimentsarzt, sondern bloß Feldscher gewesen.

Von dem Mietgelde gab mir Papa nur zwanzig Gulden; das übrige behielt er für sich. Ich soll ihm nun für zwanzig Gulden während eines ganzen Monats kochen, und dabei muß ich mir so viel zurücklegen, um mir ein Paar schwarze Seidenhandschuhe kaufen zu können.

Am 3. Mai.

Herr Georges hat recht, er ist ein unüberlegter, leichtsinniger Mensch. Gestern kam er wieder nach Mitternacht nach Hause. Offenbar war er nicht ganz nüchtern, denn er mußte sich sehr lange mit dem Thorschloß abmühen, bis es ihm gelang, zu öffnen; dazu piff er einen Marsch aus „Fatiniça“. In meinem Bette liegend, konnte ich es ganz deutlich hören.

Demzufolge gab es auch heute morgens einen argen Streit drüben. Die Fenster standen weit offen, in der Küche konnte ich jedes Wort hören. Herr Georges zankte wie eine echte Schwiegermutter. Der Lieutenant hatte gespielt und zweitausend Gulden verloren.

Zweitausend Gulden in einer Nacht! Wenn ich nur so viel Mitgift hätte!

Herr Georges sagte, er werde Monseigneur Bericht erstatten. Der Lieutenant lachte, setzte sich nachher unter einen Maulbeerbaum und piff den „Fatiniça“-Marsch; endlich ließ er sein Pferd satteln und ritt davon. Ich lief ins Zimmer und blickte ihm nach; er wandte sich zurück und salutirte. Es war mir nicht recht, daß er mich erblickte, denn er könnte sich denken, ich hätte ihm aufgepaßt, während ich doch nur sein Pferd bewunderte. Es ist ein wunderschönes Thier, tiefschwarz, mit einem schnee-weißen Stern auf der Stirne.

Am 4. Mai.

Markgraf von Hell-Hell-Merlin ist wirklich ein Kind. Heute kam er unter lautem Gepolter in die Küche gestürzt, denn sein Hund hatte

eine Matte gefangen, und jetzt brachte er das scheußliche Thier, den Schweif zwischen zwei Finger geklemmt, im Triumph herbei. Der heilige Georg konnte mit seinem Drachen keinen größeren Triumph gefeiert haben. Und in welcher Toilette traf er mich an! Der großen Hitze wegen hatte ich das Kleid am Halse eingeschlagen, meine Arme waren bis zum Ellbogen entblößt, und das Gesicht brannte mir wie Feuer. Ich wies ihn hinaus; vielleicht war ich auch ein wenig grob mit ihm. Und dennoch kann man ihm nichts übel nehmen, denn er ist ein wahres Kind.

Am 5. Mai.

Wir leben wieder in bester Freundschaft. Da heute Feiertag war, so machte ich nachmittags einen Spaziergang nach dem Lustgarten; um den Preis von einigen Perlmutterknöpfen gelang es mir, den ältesten meiner kleinen Brüder zu bewegen, mich zu begleiten. Ich wusch und kämmtete ihn und bürstete sogar seinen Anzug eigenhändig rein. Als ich in der Flurthür den Manillahut mit den rothen Blumen aufsetzte — derselbe ist gleichfalls zwei Jahre alt! — rauchte der Lieutenant am Fenster stehend seine Cigarette.

Vor der Kirche hatte er mich bereits eingeholt. Mit dem Raffeln seines Säbels alarmierte er die ganze Gasse; dabei keuchte er von dem eiligen Lauf.

„Ich sah Sie ausgehen, und da dachte ich, es wäre gut, auch fortzugehen —“

Er spricht das Ungarische mit einem originellen Accent. Eine lange Weile schritten wir schweigend nebeneinander einher; dabei fühlte ich, daß er mich zeitweilig verstohlen anblickte.

„Haben Sie jüngsthin Georges gehört?“ fragte er endlich. „Machte der Kerl aber einen Scandal!“

„In welchem Verhältnisse steht denn eigentlich Herr Georges zu Ihnen?“

Meine Frage machte ihn ein wenig verlegen.

„Das ist ja gar kein Herr,“ erwiderte er geringschätzend, „sondern bloß ein Diener. Im übrigen ist er ein charakterloser Spion, ein Denunciant, den ich davonjage, sobald ich Oberlieutenant geworden. Man gab ihn mir zur Seite, damit er es Monseigneur berichte, wenn ich eine Karte anrühre oder mir aufspielen lasse —“

„Aber weshalb spielen Sie denn auch und treiben sich in den Wirtshäusern herum?“ sprach ich mit wohlwollender Strenge.

„Etwas muß doch der Mensch thun!“ gab er im Tone tiefster Überzeugung zur Antwort.

„So lesen Sie, schreiben Sie!“ rieth ich ihm.

„Ich lese principiell nicht,“ erwiderte er trocken, „und das Schreiben habe ich bis an den Hals satt, wenn ich monatlich zweimal Monseigneur Briefe schreibe.“

„Wer ist dieser Monseigneur?“

„Ein kahlköpfiger Herr mit einem eckigen Gesicht, der in Graz wohnt und dem Menschen auf französisch Grobheiten sagt, wenn der Mensch irgendwelche Dummheiten gemacht hat. Im übrigen ist er mein Onkel.“

Meine jüngeren Brüder — ich habe deren sieben! — läßt er ungehoren, die dürfen unbehelligt Karten und Billard spielen, allerlei Allotria treiben, nur mich — ich bin nämlich der Älteste, und wenn Monseigneur stirbt, so werde ich regierender Markgraf —“

„Mir war die Sache nicht recht klar.“

„Wo werden Sie dann regieren?“

„Ach nirgends, höchstens in der Kantine! Seitdem uns die Preußen Hellstadt genommen, regieren wir nur mehr dem Titel nach. Wir besaßen nämlich einst eine Stadt. Diese Stadt befindet sich auch heute noch am Ufer des Rheins, gehört aber nicht mehr uns. Oben auf dem Felsen liegt die Burg Hell, unten im Thale die Stadt Hellstadt. Sie hat eine sehr romantische Lage. Wir hatten zweitausend Unterthanen, zur Hälfte Kellner, zur anderen Hälfte Croupiers, denn die ganze Stadt war eigentlich ein Badeort mit schönen Villen und einem großen Casino, in welchem Rouge et Noir gespielt wurde. Im Jahre Sechshundsechzig verbündete sich mein Onkel mit den Österreichern, und da pacificierten die Preußen die Stadt. Statt Widerstand zu leisten, wie es sich für rechtschaffene Unterthanen geziemt hätte, reichten unsere Unterthanen beim König von Preußen ein Massengesuch ein, in welchem sie ihn baten, die Stadt zu behalten und uns nicht mehr zurückkehren zu lassen. Alle ohne Ausnahme unterschrieben das Gesuch, vom Oberkellner angefangen bis zum letzten Feuerburschen; nur Georges unterschrieb nicht. Die Hallunken rechneten darauf, daß die Gasthöfe nunmehr von den Preußen bevölkert sein würden. Die preußische Regierung aber verbot das Spiel, das Bad gieng auch dadurch zugrunde, und der größte Theil der Bewohner von Hellstadt zerstreute sich in die verschiedenen Gasthöfe der Welt. Auch heute noch, wenn ich in Wien oder in Paris in einem Gasthose absteige und meinen Namen ins Fremdenbuch eintrage, stellt sich mir der Zimmerkellner gewöhnlich als einer meiner ehemaligen Unterthanen vor.“

Während des Gesprächs waren wir im Lustgarten angelangt. Es wimmelte daselbst von Frauen, die nach gut Daruvarer Sitte in Feiertagsgewändern und gelangweilt die staubigen Wege entlang schritten und dabei die gegenseitigen Toiletten kritisierten.

Mein Markgraf, der säbelflirrend und mit lauter Stimme sprechend neben mir einhergieng, erregte allgemeines Aufsehen. Vor der Conditorei angelangt, wandte ich mich lebhaft lachend zu ihm — Postmeisters und Malchens sollten sehen, wie trefflich ich mich unterhielt. Ihre Officiere kümmerten sich gar nicht um sie, sondern saßen in einer Gruppe an einem abseits stehenden Tische. Der Graf salutirte ihnen, die Officiere dankten, dann aber fixierten sie uns mit einem sonderbaren, verletzenden Lächeln. Dieses Lächeln ärgerte mich unsagbar, und machte ich dem Lieutenant auch gar kein Hehl daraus.

„Kümmern Sie sich nicht darum,“ tröstete er mich, „das gilt ja nicht Ihnen, sondern mir! Meine Kameraden lachen immer so, wenn sie mich sehen, und trotzdem habe ich dieselben sehr lieb.“

Oh, er liebt alles und jeden, seine Kameraden, seine Dogge, seine Pferde, vielleicht auch mich — nur Herrn Georges nicht!

Wenn ich ein Mann wäre, so würde mir niemand so ins Gesicht zu lachen wagen, das weiß ich!

Am 15. Mai.

Seit zwei Tagen ist er vom Morgen bis zum Abend zuhause; das Ausrücken zu den Übungen ausgenommen, hat er das Haus gar nicht verlassen. Sogar das Mittagessen ließ er sich nach Hause bringen; gestern nachmittags war er dreimal bei mir. Nachdem ich ihm mit meinen Fragen gehörig zugehört, gestand er mir heute, daß er Hausarrest habe und sich tödlich langweile. Herr Georges hatte ihn der Kartengeschichte wegen bei Monseigneur verklagt, Monseigneur hatte dem Obersten geschrieben und der Oberst ihm vierzehn Tage Hausarrest dictiert.

Übrigens war Herr Georges gestern abends zu meinem Fenster gekommen und hatte mich gebeten, ich möge seinem Lieutenant zugemüthe sprechen, damit er dem Kartenspiel wenigstens für eine Zeit entsage, da ihn seine Kameraden rein ausplünderten.

„Ich weiß, Fräuleinchen, daß Sie einen großen Einfluß auf den Markgrafen besitzen, wenden Sie ihn zum guten an!“ hatte der Alte gerührt gesagt.

Einen großen Einfluß? Nun, wir werden sehen.

Heute nachmittags suchte ich ihn auf, als er unter dem Maulbeerbaum saß und aus Langeweile Brandy Kieselsteine apportieren ließ. Ich setzte mich mit meiner Strickerei zu ihm und begann über die Schädlichkeit der Leidenschaften im allgemeinen und über die des Kartenspiels im besonderen zu sprechen. Ich glaube, daß ich gut sprach; unter anderem führte ich auch den nicht gerade neuen Satz an, daß nur der starke Mann über sich selbst zu herrschen vermag.

Er wiegte mit einem verdächtigen Lächeln den Kopf und schien mit besonderer Aufmerksamkeit meine Finger zu beobachten, die eifertig mit den Stricknadeln klapperten.

„Was stricken Sie?“ fragte er mit einemmale.

„Einen schwarzen Strumpf, wie Sie sehen.“

„Für wen?“

„Für Tante Laura,“ log ich.

Er schwieg und begann mit einem an seiner Uhrkette hangenden silbernen Bijou zu spielen, welches an das Gehäuse einer Magnethadel erinnerte.

„Kennen Sie dieses Ding?“ fragte er dann.

„Was ist das?“

„Ein Spielzeug. Sehen Sie, unter diesem Glase befinden sich schwarze und rothe Pünktchen sowie eine silberne Kugel. Wenn ich an dieser Feder drücke, so läuft die Kugel im Kreise herum und bleibt entweder bei einem rothen oder einem schwarzen Punkte stehen. Man kann also wetten, auf welcher Farbe sie stehen bleibt. Welche Farbe sagen Sie?“

„Ich habe nichts zu verlieren.“

„Setzen Sie irgendeine Kleinigkeit! Wenn Sie gewinnen, so bringe ich Ihnen Bonbons; verlieren Sie, so machen Sie mir Cigaretten, das

Material zu denselben liefere natürlich ich. Nun, welche Farbe halten Sie?“

„Roth ist meine Lieblingsfarbe,“ sagte ich.

Jedenfalls eine etwas übereilte Aeußerung einem rothhaarigen jungen Manne gegenüber.

Und wir spielten. Er hatte ein unerhörtes Glück: binnen einer Stunde hatte er mir zweitausend Cigaretten abgewonnen. Ich begann in Hitze zu gerathen. Nicht der Bonbons wegen, sondern während ich den Lauf der mit einem leisen Schleifen unter dem Glase dahinrollenden glänzenden Kugel verfolgte, die hartnäckig auf seiner Farbe stehen blieb, bemächtigte sich meiner allmählich ein fieberhaftes Interesse. Ich begann zu trogen.

„Zweitausend? Ich sage viertausend oder nichts.“

„Geben Sie acht! Sie beginnen zu hazardieren!“

„Das ist meine Sache.“

Und es wurden viertausend Cigaretten.

„Das kann doch nicht ewig währen! Achttausend oder nichts!“

Ich schäme mich, es zu gestehen: es wurden achttausend, sechzehntausend, zweiunddreißigtausend.

„Mehr als dreimal lasse ich den doppelten Einsatz nicht zu,“ erklärte er und schob das Spielzeug in die Tasche.

„Und gerade jetzt hätte ich gewonnen!“

„Ich könnte Ihnen Ihr Seelenheil abgewinnen, denn Rouge et Noir ist unser Familienspiel. Es ist ein Hazardspiel; so habe ich aber noch niemand hazardieren gesehen wie Sie.“

Ein wenig beschämt kehrte ich von meiner Expedition heim. Wann werde ich denn je mit den 32.000 Cigaretten fertig werden?

Am 16. Mai.

Ich saß zwischen den Leanderständern und beschäftigte mich mit meiner Strickerei. Der Lieutenant lehnte am Fenster und blätterte in einem Buche. Ich fühlte, daß sein Blick häufig über das Buch hinweg zu mir herüberglitt. Später ward mir das Stricken zu langweilig, und ich nahm den Tabak und die Füllmaschine zur Hand, die er mir des Morgens geschickt hatte. Es war langfädiger, goldbrauner, duftender Tabak, das Papier zeigte ein blaues Wappen, einen Schild mit einem Bären, der ein Schwert emporhält. Als ich die dritte Cigarette zustande gebracht, befand sich der Lieutenant bereits neben mir.

„Drei wären fertig,“ sagte er, „fehlen nur mehr 31.997.“

Ich ließ die Maschine sinken.

„Wissen Sie was, spielen wir den Rest ab!“ schlug ich vor.

„Ich möchte ja ganz gerne spielen — doch der starke Mann bezwingt auch sich selbst.“

„Die starken Männer sind aber nicht immer auch lebenswürdig.“

„Wissen Sie was,“ sprach er mit einemmale, „ich werde Papier mit Ihrem Wappen anfertigen lassen —“

„Schon wieder mein Wappen!“ brach ich unmutig aus. „Ich glaube bereits deutlich genug erklärt zu haben, daß ich weder Wappen

noch Ahnen, noch sonst etwas besitze, dass in meinen Adern gewöhnliches rothes Blut fließt, und dass ich hierauf stolz bin, Herr Markgraf!"

Er machte eine Miene, als schämte er sich ernstlich, dass er Markgraf sei, dann sagte er nachdenklich:

„Ich weiß sehr gut, dass die Menschen beinahe ungefähr gleich sind —“

Ich begnügte mich mit dieser Erklärung. Von einem Hell-Hell-Merlin darf man keine übermenschlichen Dinge erwarten.

Jetzt langten die Pferde an, die man ausgeführt hatte. Mijs wieherte ihrem Gebieter entgegen. Der Lieutenant ließ sie zu sich heranzuführen und ihr Decke und Maske abnehmen. Es war ein herrliches Thier, wüchweiß, mit glänzendem Fell, rosenfarbenen Küstern und schönen klugen Augen. Der Lieutenant klopfte ihr schmeichelnd den Hals, während ich ihr ein Stückchen Zucker reichte.

„Würden Sie sich getrauen, sich auf den Rücken von Mijs zu setzen?“ fragte Hell. „Sie ist fromm wie eine Nonne; Sie brauchen sich nicht zu fürchten —“

„Ich fürchte mich vor gar nichts auf der Welt, höchstens vor Ratten.“

„Warten Sie,“ rief der Lieutenant aus, den sein Einfall zu begeistern begann, „warten Sie, ich habe einen Damensattel, den ich meiner Schwester entwandte —“

Er ließ den Sattel herausbringen, das Thier satteln und aufzäumen. Auf einem Stuhle stehend, gelangte ich in den Sattel.

„Ausgezeichnet! Mijs ist geschaffen zum Damenspferd! Nur die Ellbogen drücken Sie ein wenig an den Leib, und den Oberleib neigen Sie ein wenig nach rückwärts. So! Und nun können wir gehen, nicht wahr?“

Er faßte die Zügel und setzte Mijs in Bewegung; anfänglich gieng es im Schritt, dann begann er neben dem trabenden Pferde zu laufen. Auf mein Verlangen ließ er die Zügel los, und ich bewegte mich langsam auf und nieder in dem Hofe, wie meine ungelente Hand das empfindliche Thier gerade lenkte.

Mit vor Freude funkelnden Augen blickte mir der Lieutenant nach.

„Eine herrliche Amazonengestalt! Ich glaube, dass Sie ein besonderes Talent zum Reiten haben. Hätten Sie Lust, es zu erlernen?“

„Ob ich Lust hätte!“

„Hören Sie, ich werde Sie reiten lehren! Selbstverständlich nur, wenn es Ihr Vater erlaubt —“

„Papa erlaubt alles, was kein Geld kostet.“

„Lassen Sie sich ein hübsches Reitkleid machen —“

Der Lieutenant verstummte plötzlich. Er mochte eine Veränderung in meiner Miene wahrgenommen haben, denn er fügte rasch hinzu:

„Nein, nein, lassen Sie gar nichts machen! Dieses Kleid wird ganz gut sein, da wir ja den Hof nicht verlassen. Immerhin wäre ein schwarzes Kleid noch besser —“

„Ich habe ein altes schwarzes Kleid —“

„Dann können wir morgen mit dem Unterricht beginnen.“

Am 24. Mai.

Seit einer Woche lerne ich reiten.

Der Unterricht wird nachmittags vorgenommen, wenn Papa im Casino Tarok spielt und die Burschen in der Schule sind. Wir reiten hinter geschlossenen Thore; Herr Georges bildet meine Ehrenwache.

Graf Hell ist ein prächtiger Junge. Während der Unterrichtsstunde steigt auch er zu Pferde, reitet dicht neben mir und führt die Longe. Er unterrichtet mit großem Eifer; zuweilen ereignet es sich, daß er die Geduld verliert, und da wird er ein wenig grob; aber auch wenn er grob ist, bleibt er so nett, daß ich ihm nicht böse sein kann. Und welch ein Reiter dieser Mann ist! Man kann ihn nur beurtheilen, wenn er im Sattel sitzt. Da ist er stattlich, selbstbewußt, kaltblütig, ja schöner sogar. Er schwört hoch und heilig, daß ich eine selten kühne und begabte Schülerin bin. Morgen werde ich frei reiten. Papa weiß noch gar nichts und wundert sich bloß darüber, daß ich beim Nachtessen einen Wolfshunger habe und mich des Morgens nicht einmal das Schnarren der Weckeruhr weckt —

Ei, da fällt mir ein! Heute ist ja der Ball der jungen Kaufleute. Voriges Jahr um diese Zeit war ich wie närrisch vor Freude über diesen Ball; heute gienge ich nicht um alle Schätze der Welt hin. Wozu denn auch? Um mit halb unbekanntem Leuten, die rothe Hände haben, wie von Sinnen durch den Saal zu walzen? Wenn man es sich recht überlegt, so ist der Tanz die größte Dummheit von der Welt.

Am 26. Mai.

Ich machte mir den Spass, über den Brunnentrog zu setzen. Hell erschrak und fuhr mich verb an, ich aber galoppierte lachend durch den Hof.

Ich kenne keinen größeren Genuss als das Reiten — Tanzen, Schlittschuhlaufen ist alles nichts dagegen! Der Lieutenant erzählt mir fortwährend von Pferderennen und Fuchsjagden.

Es muß aber auch ein göttliches Vergnügen sein, in der grauen Morgendämmerung über den weichen Torfboden zu sprengen, zwischen rothbefrackten Herren, keuchend, mit wehendem Kleid, über Stock und Stein der kläffenden Meute nach — Tallyho!

Ich bin ganz vernarrt in die Miß. Wo ich nur kann, schlüpfe ich zu ihr in den Bog, um ihr ein Stück Zucker oder Salzbrot zu reichen. Ich erinnere mich nicht, daß ich jemals eine Freundin derart geliebt hätte wie diese Stute mit dem schneeweißen Leib und den klugen Augen. Selbst meine Bernsteinfette — mein einziges Schmuckstück — könnte ich ihr um den Hals hängen!

Jetzt aber bin ich Käthe in der Küche beim Plätten behilflich. Oh, weshalb bin ich nicht wenigstens die Tochter eines Millionärs, der Baron ist!

Am 27. Mai.

Ich werde nicht mehr reiten, weder heute noch morgen, niemals wieder.

Was heute geschehen ist, hat zwischen Hell und mir allem ein Ende gemacht. Ich werde getreu berichten. Am Schlusse der Lektion war ich sehr müde, und ich sagte, es werde für heute genug sein. Setzen wir uns unter den Maulbeerbaum und rauchen wir eine Cigarette! (Ich hatte in der letzten Zeit auch ein wenig rauchen gelernt.) Georges war nicht im Hofe, die Stallburischen plauderten vor dem Thore, und Käthe scheuerte das Zimmer der Buben. Wir waren ganz allein. Ermüdet lehnte ich mich an die Schulter des Lieutenants, er hob mich wie immer behutsam aus dem Sattel, als er mich aber zur Erde niedergleiten ließ, küßte er mein Haar. Ich fühlte es deutlich; er berührte mit den Lippen mein Haar. Ich stieß ihn zurück; ich war zornig und hätte auch gerne gemeint. Ich hätte Lust gehabt, ihn mit meiner Reitgerte zu schlagen. Ich eilte in mein Zimmer und verschloß die Thür hinter mir. Seitdem habe ich ihn nicht gesehen, auch will ich ihn gar nicht mehr sehen. Was küßt er an meinem Haar? Ich werde nicht mehr reiten.

Am 3. Juni.

Miss, süße, gute Miss, seit länger denn eine Woche habe ich Dich nicht gesehen! Auch Deinen Gebieter bekomme ich nicht recht zusehen. Da seine Strafe abgebüßt ist, so kann er jetzt natürlich wieder nach Herzenslust die Nächte durchschwärmen. Jede Nacht höre ich, wie er sich von den Zigemern musicierend nach Hause begleiten läßt.

Vor unserem Thore bleibt er stehen und läßt ein Pied spielen. Es ist immer dasselbe, das wehmüthige, herzergreifende Pied:

„Der Himmel ist sternklar;
Noch wirst Du einst gedenken mein,
Doch wird es dann zu spät sein —“

Miss, dieses Pied gilt nicht Dir, dieses Pied gilt mir!

(Schluß folgt.)

